

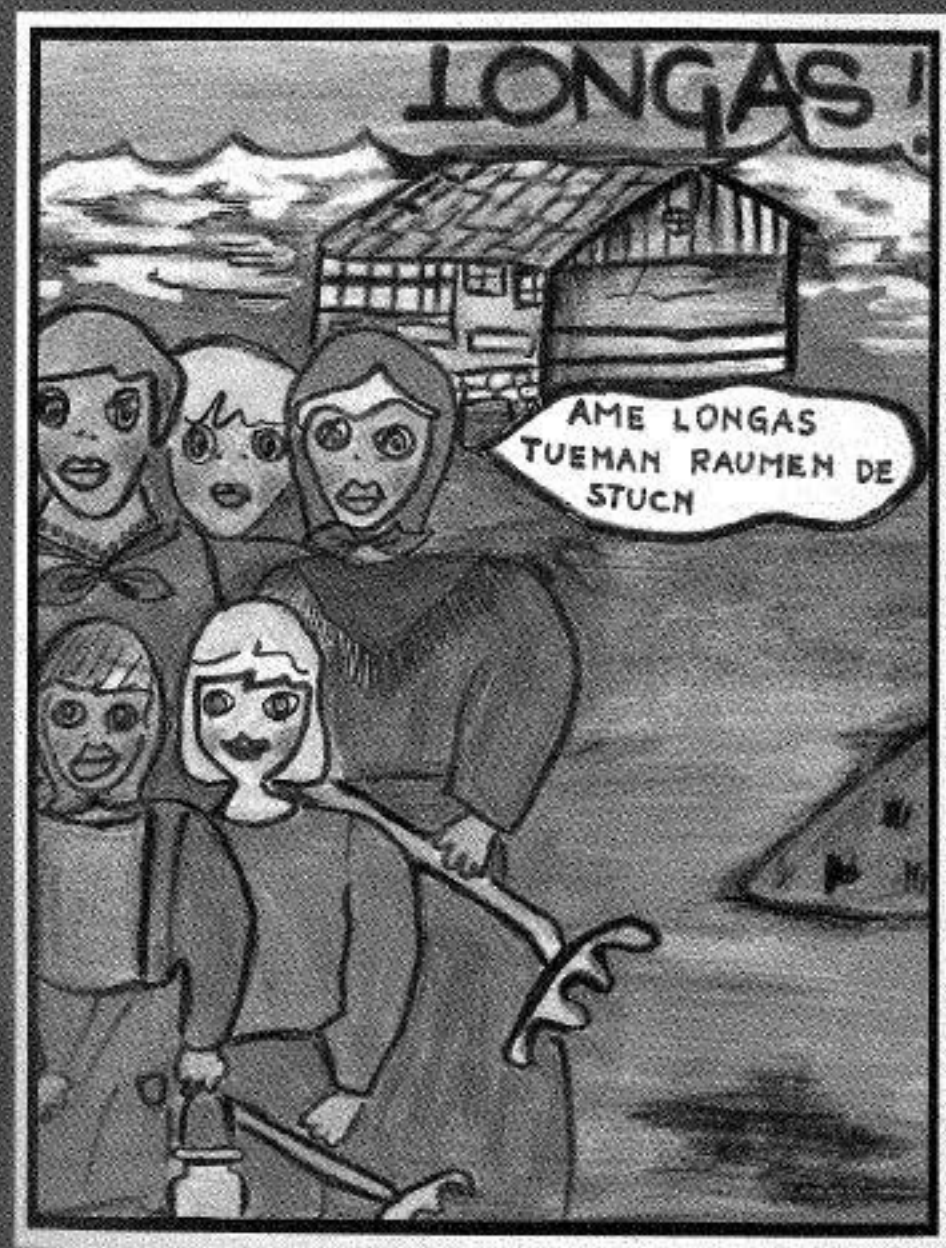


400 Cimbrieland

# Cimbrieland

Curatorium Cimbricum Bavarense

19/1989



Titelbild: „Longas – der Frühling“  
Kinderzeichnung der Volksschule  
Sauris – Zahre

Cimbernland – Jahresmitteilungen des Cimerakuratoriums  
Herausgegeben vom Bayerischen Cimerakuratorium e. V.  
Schriftleitung: Hugo F. Resch  
Satz und Druck: Bosch-Druck, Festplatzstraße 6, 8300 Landshut-Ergolding  
Die Zeitschrift ist gegen Schutzgebühr bei der Versandstelle des Cimerakuratoriums,  
Drosselweg 6 D 8300 Landshut zu beziehen.  
Kuratoriumsmitglieder erhalten sie unentgeltlich.  
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht immer die Meinung  
der Redaktion darstellen müssen, sind die  
Verfasser verantwortlich.

## Zum Inhalt

Mit Heft 19 unserer Vereinszeitschrift „Cimbernland“ beginnt ein neues Jahr, das diesmal von Kinderzeichnungen der Volksschule Sauris/Zahre begleitet wird. Der „Longas“ läutet den Frühling ein. Eine „Reise an den Rand der Sprache“ führt uns auf den Spuren von Robert Musil in das Fersental. Der Amerikaner William Dean Howells macht Ende des 19. Jahrhunderts einen „Besuch bei den Zimbern“ und entdeckt Foza. Die Publikation „Nationale Minderheiten in Europa“ berichtet über „Die Deutschen“ und bringt auch die Sprachinseln in Oberitalien. „Luserner um ihr Schicksal besorgt“ zeigt den Kampf der Berggemeinde um die eigene zimbrische Kultur. Die „geschlossene Umsiedlung der Luserner und Fersentaler“ ist ein erschütternder Bericht nationalsozialistischer Unrechts im zweiten Weltkrieg, durch Bilder und Augenzeugen dokumentiert. Dr. Ing. Günter Ludwig schildert in „Wanderungen im italienischen Oberbayern“ die Eindrücke eines Cimbernfreundes aus dem Ruhrgebiet. „De Grueb wan Lem“ ist ein Märchen aus Eichlait im Fersental. „Charivari“ besuchte Alt-bairische Sprachinseln in Oberitalien, reich illustriert durch inzwischen schon historisch gewordene Aufnahmen. „Zweimal Ehrenbürger in den Sprachinseln Karniens“ berichtet über die Auszeichnung durch die Bürgermeister von Sappada und Sauris. Der Artikel über Hauptmann Friedrich Hensel würdigt den Kampf auf der Talsperre von Malborgeth vom Mai 1809 gegen die Truppen Napoleons im damals noch kärntnerischen und heute italienischen Kantal. In dem Beitrag „In Robàan lernten wir uns kennen“ würdigt das Kuratorium das Wirken des am 2. März 1990 verstorbenen Mitglieds Fritz Merkel. „In memoriam“ erinnert an das Wirken des am 8. September 1989 verstorbenen Fersentaler Politikers Heinrich Pruner. Zahlreiche Vignetten von Roberto E. Baliari-Soust, historische Ansichtskarten aus der Sammlung Ruthrof, Zeichnungen von Piccinini und Dipl. Ing. Bruno Westermeier aus Bregenz lockern den Inhalt auf.

Landshut, Ende März 1990

Hugo F. Resch



### **Fritz Merkel**

\* 9. November 1924

† 2. März 1990

### **In Robàan lernten wir uns kennen**

Fritz Merkel ist tot. Als gebürtiger Bayer hatte er schon immer eine Vorliebe für die Alpenländische Kultur. Vor mehr als 30 Jahren war er zum erstenmal nach Südtirol gekommen und hatte das Land zwischen Brenner und Salurn kennen und lieben gelernt. In zahlreichen Lichtbildervorträgen versuchte er, seine vielfältigen Eindrücke einem breiteren Publikum näher zu bringen. Seine Neugier trieb ihn dazu, nachzuforschen, wie das Gebiet der Alpen einst besiedelt wurde. So stieß er zwangsläufig auf die altbairischen Sprachinseln in Oberitalien. Im Juni 1987 machte er für einige Tage mit Freunden aus Puchheim Urlaub im Hotel All'Amicizia in Robàan. Dabei lernten wir uns kennen. Spontan trat er dem Bayerischen Cimbernkuratorium bei und wurde zu einem treuen Verfechter der Sprachinselidee. Der plötzliche Tod verhinderte sein geplantes weiteres Engagement.

Wir werden sein Andenken in treuen Ehren halten.

Hugo F. Resch

## Reise an den Rand der Sprache

Musil, »Grigia« und das Fersental

Als sie drinnen waren, befanden sie sich an einem seltsamen Ort. Er hing an der Lehne eines Hügels; der Saumweg, der sie hingeführt hatte, sprang zuletzt förmlich von einem großen platten Stein zum nächsten, und von ihm flossen, den Hang hinab und gewunden wie Bäche, ein paar kurze, steile Gassen in die Wiesen. Stand man am Weg, so hatte man nur vernachlässigte und dürftige Bauernhäuser vor sich, blickte man aber von den Wiesen unten herauf, so meinte man sich in ein vorweltliches Pfahldorf zurückversetzt, denn die Häuser standen mit der Talseite alle auf hohen Balken, und ihre Abtritte schwebten etwas abseits von ihnen wie die Gondeln von Sänften auf vier schlanken baumlangen Stangen über dem Abhang.

Im Schallarchiv der Akademie der Wissenschaften spielen mir die Studenten die Tonaufnahmen aus dem Fersental vor, und die Frau Professor lädt mich ein, zur Einstimmung ins Thema mir die Protokolle vorzunehmen, die sie nach der Studienreise vom vorigen Sommersemester hat anfertigen lassen. »Dialektologische Exkursion in die deutschen Sprachinseln der Provinzen Vicenza, Verona und Trient« hieß das Unternehmen mit seinem vollen Namen.

Beidem, Bändern wie Berichten, merke ich die Faszination an, die die Studenten beim Eintritt in jene fremd-vertraute Sprachwelt ergriffen haben muß; Robert Musil spricht in der Novelle »Grigia« von einem »vorweltlichen Pfahldorf« voll von »Sonderbarkeiten«, »eingesprengt wie ein verwitterter deutscher Stein zwischen den Italienern«. Ich kann gut begreifen, wieso die Protokollanten, überwältigt von Zauber und Eigenart ihres Forschungsobjekts, schon nach den ersten Sätzen jegliches Fachvokabular hinter sich lassen, auf alle »Umlautentrundungen«, »Verdumpfungen« und »Diphthongsteigungen« pfeifen und sich



Die archaische Bäuerlichkeit der Sprachinselgemeinde Palai: Schauplatz von Robert Musils Novelle »Grigia«.

statt dessen der Schilderung von Maronibäumen und Tragkörben zuwenden, der Darstellung von Hausbau, Wanderhandel und Totenkult.

Einst der äußerste südliche Vorposten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, dann – bis 1918 – unter dem Namen »Wälschtirol« eine der vielen Ungereimtheiten Kakaniens, heute – zum Unterschied vom auch offiziell zweisprachigen Südtirol – reines Italien: Das ist das Land, wo ich das Fersental zu suchen habe, und ich tue gut daran, mich beizeiten auf die nunmehr geltenden Ortsbezeichnungen einzustellen. Südlich der Salurner Klause, die auch schon in den Tagen des alten Österreich die Sprachgrenze bildete, im Trentino, wie Rom die Region heute nennt, sei man noch immer empfindlich gegen alles, was sich als Verbrüderung mit den im Land verbliebenen Relikten von Deutschum auslegen lasse, warnt mich der Militärhistoriker Sch., Oberstleutnant beim österreichischen Bundesheer, der sich der heiklen Aufgabe unterzogen hat, die alten Stellungen des Gebirgskrieges auszuforschen, die sich hier, zum Teil wohl erhalten, über Berge und Höhen ziehen.

Auf der langen Fahrt nach Trient habe ich Zeit zum Üben: Trient selber, voraussichtlicher Stützpunkt meiner Expedition, habe ich demnach Trento zu nennen; Persen, das »Maulbeer und Wein bauende, verschlossen reiche« Städtchen, in dem die Handlung von Musils Novelle einsetzt: Den Versuch, die alten venezianischen Goldbergwerke wiederaufzuschließen, kennt jeder rundum nur als Pergine, desgleichen das Fersental nur als Valle des Fersina, und Palai, mein eigentliches Ziel, der »seltsame Ort an der Lehne eines Hügels«, den der Autor zwar niemals beim Namen nennt, wohl aber bei tausend unverwechselbaren Details, und in dem er seinen Helden, im Taumel sinnlicher Verstrickung, zugrunde gehen läßt (in dem verschütteten Stollen, der ihm und der Bergbäuerin »Grigia« zum Liebesnest dient), finde ich auf der Wanderkarte Trento–Léxico–Lavarone, behutsam italianisiert, als Palu wieder. Auch das Forschen nach den Menschen, die jenes merkwürdige Überbleibsel mittelalterlicher Kolonisation bilden, deren Vorväter, im 14. Jahrhundert von den tridentinischen Bischöfen aus Tirol und Bayern herbeigerufen, als Bergknappen ins Land kamen und die bis heute, solange sie untereinander sind, keine andere Sprache kennen als ihr ver-

welschtes Mittelhochdeutsch, das auch unsereins nur versteht, wenn er ein gelernter Phonetiker ist, verlangt Takt. Ich werde mich also hüten, etwa nach den »tedeschi« zu fragen (wo sie doch allesamt italienische Staatsbürger sind, ihre Kinder pflichtgemäß in die italienische Schule schicken und der Pfarrer, obwohl man gerade in der Kirche ganz unter sich wäre, italienisch predigen muß), sondern auch ich werde mich notgedrungen jener noch immer ein wenig mokant klingenden Benennung bedienen, die ursprünglich als Spitzname entstanden, inzwischen in die Amtssprache eingegangen ist: Ich werde nach den »mócheni« fragen. Im vorigen Jahrhundert, sagt man, sei dieser Name aufgekommen, je öfter die urigen Gestalten aus Palai und Florutz, aus Eichleit und Gereut ihr »abgeschlossenes Reich« verlassen hätten und nach Pergine in die Kreisstadt hinabgestiegen seien, in ihrer wunderlichen, altüberlieferten, selbstgefertigten Tracht, die obligate »Kraxen« auf den Rücken geschnallt und ein Kauderwelsch sprechend, an dem bei aller sonstigen Unverständlichkeit dies eine Wort, wohl seines häufigen Gebrauchs wegen, besonders auffiel: »mochen«. Unser deutsches »machen«. Seither heißen sie »die Mächeni« und ihr Tal das »Valle dei mócheni«.

Die Landschaft um dieses Dorf war nicht ohne Sonderbarkeiten. Sie bestand aus einem mehr als halbkreisförmigen Wall hoher, oben von Schroffen durchsetzter Berge, welche steil zu einer Senkung abfielen, die rund um einen in der Mitte stehenden kleineren und bewaldeten Kegel lief, wodurch das Ganze einer leeren gugelhupfförmigen Welt ähnelte.

Wohlgerüstet trete ich die Reise an: von den Tonbändern der Sprachforscher her noch das rätselvolle Idiom im Ohr; Frau Professor H. trägt mir – wenn sich schon kein Platz in meinem Gepäck findet, das ihnen zugedachte Lesefutter in der alten Muttersprache mitzunehmen – Grüße an »ihre Bauern« auf; Oberstleutnant Sch. gibt mir seinen Spezialreiseführer für Frontnostalgiker mit auf den Weg: »Schauplätze des Gebirgskrieges Band II«, wo ich unter »Tour 22« auch manches Nützliche übers Fersental erfahre (»Trittsicherheit erforderlich«); natürlich dürfen Musils Kriegstagebücher nicht fehlen, denn es war im Krieg 1914–18, an der österreichischen Kampflinie gegen Ita-

lien, die längs des Kamms des Brenta-Beckens verlief, daß der Dichter jene Eindrücke empfang, aus denen er, über weite Strecken wortwörtlich übernommen, seine Novelle »Grigia« formte. 1921 druckte Efraim Frisch sie im »Neuen Merkur« ab; drei Jahre darauf erschien sie, vereinigt mit »Tionka« und der »Portugiesin«, in dem Band »Drei Frauen« – heute (dem Taschenbuchhandel sei Dank) neben dem »Törleß« das meistverbreitete Werk des Dichters, von der Germanistik gern in die Nähe von Thomas Manns »Tod in Venedig« gerückt, wo es ja gleichfalls um einen Mann in der Mitte des Lebens geht, der aus einem kaum erklärlichen Antrieb alle bisherigen Gewohnheiten durchbricht, »sich treiben läßt und dabei ins Südliche, Sinnlich-Animierende gerät«, bis ihn dieses »unbarmherzige in den Abgrund reißt« (Jost Hermand): bei Thomas Mann in den Choleradunst der Lagune, bei Musil in die Ausweglosigkeit des Bergwerkstollens. (Weitere Parallelen: hier der Münchner Schriftsteller, dort der Wiener Privatgelehrte, hier der Knabe Tazio, dort die Bäuerin Grigia.)

Drei Jahre tat der Oberleutnant Dr. Robert Musil, Mitte der Dreißig, als Bataillonsadjutant bei der k. u. k. Landsturminfanterie in Wälschtirol Dienst – immer freilich auch mit einem Bein in Bozen: Ganz in der Nähe der Stadt hatte sich Martha, seine junge Frau, ein Zimmer genommen, und in Bozen selbst war ihm, als das Heeresgruppenkommando sich Sorgen über den italienischen Irredentismus zu machen begann, ein Jahr lang, bis zu ihrer Einstellung im Frühjahr 1917, die »Aufrüstung« der allzu lahmen »Tiroler Soldatenzeitung« übertragen worden. In seiner Wohnung im Athesia-Haus in der Museumstraße, unter den Lauben, dort wo die »Tyrolia« damals die »Soldatenzeitung« druckte, treffe ich während meines kurzen Bozener Zwischenaufenthaltes den pensionierten Schriftsetzer Alfons Gabloner. Der freundliche Mittsiebziger erzählt, wie er als Lehrbub dem Dr. Musil die Korrekturfahnen in die Redaktion brachte und nach mitunter stundenlangem Warten wieder in die Setzerei zurücktrug. Im Hotel Laurin, wo das Redaktionsbüro untergebracht war, gab er die Abzüge ab, im Hotel Greif, der Offiziersmesse, nahm er sie am Abend wieder in Empfang. Gabloner erinnert sich auch, wie die Zeitung unter der neuen Führung so gleich spürbar an Format gewann: »Vorher war's nur ein Front-

blattl – nichts als Soldatenberichte. Und nun auf einmal die aufwendigsten Kunstdruckbeilagen – unter Einsatz der besten Künstler der Zeit!« Alle taten mit. Nein, die Namen fallen dem alten Herrn heute nicht mehr ein. Aber das Bändchen mit der »Grigia« im Bücherschrank stehen zu haben, das ist für ihn, seitdem er die Zusammenhänge kennt, Ehrensache. Und seitdem er selber, auf einem Ausflug ins Fersental, sich an Ort und Stelle umgesehen hat, wimmelt's im Text seines Exemplars auch von beziehungsreichen Unterstreichungen.

In Bozen steige ich wieder in den Zug, der vom Brenner kommt und nach Verona weiterfährt. Hinter mir die Minnesängerlandschaft: In Lajen, hoch über Brixen, die Vogelweidhöfe. Und am Eingang des Grödentals die Trostburg: Hier, sagt man, sei Oswald von Wolkenstein zur Welt gekommen. Noch weiter zurück Neustift: Hier liege er begraben. Ein Thema für sich – ich spare es mir für ein andermal auf. Bei Salurn ist es mit der Zweisprachigkeit der Stationsbezeichnungen vorbei: Die Region Trentino ist erreicht.

Trento, die alte Konzilsstadt. Gleich beim Bahnhof das Grande Albergo gleichen Namens, in Musils Zeiten noch »Hotel Trient« – der Dichter rühmte die Frühstücksterrasse mit den Palmen und den hellgestreiften Markisen. Heute steigen hier die Deputierten der Provinzvertretung ab, die sich, dicht nebenan, ihren Glaspalast hingesezt hat.

Ich treffe mich, in seinem supermodernem Studio am engen Vicolo del Vo', mit Signor Faganello, der für sein Bildarchiv in Sachen »mócheni« begründete Berühmtheit genießt. Er hat diesem Reservat von kaum viel mehr als tausend Seelen, 20 Kilometer nordöstlich von Trient, das der Touristenprospekt »eine kleine ökologische Republik« nennt, »nur wenige Schritte von der Konsumgesellschaft entfernt«, einen eigenen Photoband von großer Schönheit gewidmet, und es ist ihm zu glauben, wenn er strahlend berichtet, wie er, der Vollblutitaliener, unter den Nachfahren der deutschen Siedler Freunde hat, zu deren unverbildeter Wesensart und archaischer Lebensform es ihn immer wieder hinzieht – nicht nur der einzigartigen Bildmotive wegen.

Am Giorno di San Guiseppe, dem großen Feiertag des Landes, trete ich die Fahrt ins Fersental an. Auf dem Domplatz von Trient haben sie in der Nacht davor den traditionellen Pflanzen-

markt aufgebaut – ein Riesenspektakel in Grün, aber doch auch ein Grund, die Stadt mit ihrem »Fiera«-Trubel hinter sich zu lassen. In Pergine, wo Musil noch im Mai die Luft als ein Gemisch »aus Schnee und Süden« wahrnahm, lege ich eine Frühstücksrast ein. Die Birreria lockt mit »Würstel« und »Canederli« – so also lebt das alte Österreich hier fort: in seinen Knödeln. Die Grabernamen auf dem Friedhof sprechen eine noch deutlichere Sprache: Anderle, Toller, Moser, Hofstaetter, Jobstraibitzer. Nur die Vornamen sind italienisch – so verlangt es das Gesetz. Gaspare und Conrado, Maddalena und Domenica.

Die Art ihres alten Lebens hatten sie halb bewahrt und halb vergessen, und was sie davon bewahrt hatten, verstanden sie wohl selbst nicht mehr.

Für die mócheni aus Palai, wenn sie von ihren Höfen ins Tal hinabsteigen, um Hausgerät einzukaufen oder Kleider, ist nicht das große Trient »ihre Stadt«, sondern das kleine Pergine. Hier hat ihr Pfarrer seinen Sitz (nur sonntags kommt er die 1500 Meter zu ihnen hinauf und liest ihnen die Messe), und hier schicken die paar Ambitionierteren ihre Söhne in die Mittelschule. Zwei Stunden Deutschunterricht haben sie pro Woche. Ein eigenartiges Gefühl, denke ich, muß es schon sein: die Muttersprache im Rang einer Fremdsprache...

Je stärker der Weg ansteigt, desto dünner wird die Besiedlung, desto ärmlicher, aber auch eigentümlicher die Gehöfte. Schon unterwegs erzählt man mir, daß die Italiener in der letzten Zeit »dazugelernt« hätten und nunmehr darangingen, auch von Staats wegen ein Auge zu haben auf den besonderen Charakter des Mócheni-Tals. Der Ochner-Bauer, droben in Battisti, einem der letzten Weiler vorm Talschluß, habe die Modernisierungsarbeiten in seinem Haus, die schon mitten im Gange gewesen seien, von einem Tag auf den anderen abbrechen müssen. Dafür habe ihm die Provinzialregierung pro Quadratmeter 14000 Lire Prämie gezahlt, als er sich bereit erklärt habe, das neue Zinkdach des Stalles mit den traditionellen Holzschindeln zu kaschieren. »Innen – da darf er mit seinem Besitz machen, was er will. Aber außen soll's so bleiben, wie's war.« Die Heimatpflegebewegung »Italia nostra« steckt da dahinter, und wenn dieser Fassaden-

schutz auch ein bißchen an Potemkin erinnere, so sei er doch immerhin ein Anfang. Ein Anfang sei es übrigens auch, daß sich heute kein Italiener mehr darüber alteriere, daß die Palaier im Gemeinderat in ihrer Mundart palavern, eben auf palaiisch – dergleichen wäre früher, ganz zu schweigen von der Ära Mussolini, völlig undenkbar gewesen.

Der letzte italienische Ort vor Palai ist Sant'Orsola: Seine heißen Quellen spenden den Rheumaleidenden Linderung, den Einheimischen Wohlstand. Hier endete früher die Chaussee, bis österreichische Pioniere 1915 den armseligen Saumpfad durch eine Serpentinestraße ersetzten. Das komplizierte Unternehmen, von Musil in den Tagebuchnotizen festgehalten, kehrt in seiner Novelle in motivisch veränderter Gestalt wieder: als Bergwerkerschließung. Die Palaier, die den österreichischen Soldaten Kriegsgerät und Munition und Proviant mit ihren Tragkörben an die Front schleppten, bei jedem Wetter, so daß 13 Mädchen aus dem Dorf das eiserne Verdienstkreuz zugesprochen erhielten, stehen in der »Grigia« in friedlicherem Dienst: im Solde jenes Herrn von Hoffingott, der es sich in den Kopf gesetzt hat, »großen Stils« und »mit gewaltigen amerikanischen Mitteln« in den seit langem stillgelegten Stollen des erzeichen Fersentals die Goldgewinnung wieder anzukurbeln.

Seine Kriegstagebücher geben genau darüber Aufschluß, wie Musil hier reale Vorgänge an der Front in solche eines fiktiven Goldgräberbetriebs umgedeutet hat: Die Militärhunde werden in der »Grigia« zur Bewachung des Ingenieurcamps herangezogen; der junge italienische Standschütze, der vor Angst bibbernd an Erhängung denkt, als der österreichische Major in Sant'Orsola ihn mit einem Strick anbinden lassen will, verwandelt sich in einen Expeditionsgehilfen, den man wegen Weindiebstahls zur Rechenschaft zieht; das Grammophon, das den Soldaten in einem fort sein »Rosa, wir fahrn nach Lodz, Lodz, Lodz« vordudelt, transferiert der Dichter in den Pfarrhof, wo der Bergwerkstroß sein Kasino improvisiert hat; und sogar die Namen sind hier wie dort die gleichen: Der Chef der Goldgräber heißt – ebenso wie jener Kriegskamerad Robert Musils, den der Dichter im Zusammenhang mit einer Truppenverschiebung erwähnt – von Hoffingott.

Ist es da verwunderlich, daß mein erster Blick beim Betreten

des kleinen Friedhofs von Palai auf eine Grabinschrift fällt, die den Namen Maria Lenzi trägt? Lene Maria Lenzi – so nannte Musil seine Titelfigur, jene junge Bäuerin, die dem Helden seiner Novelle das Gefühl »paradiesischer Schöpfungsfrühe« gab und ihn zugleich in einen tödlichen Abgrund riß: eine Frau, »die so sehr einer Frau glich«, vom Geliebten »Grigia« gerufen, »die Graue« – nach der Farbe der Kuh, mit der sie auf die Weide ging.

Das Grab befindet sich ziemlich in der Mitte des kleinen Gottesackers, der sich seinerseits dicht an das Kirchlein anschmiegt, links vom Ortseingang auf aussichtsreicher Höhe, der heiligen Maria Magdalena geweiht. Der Inschrift ist, wie hierzulande vielfach üblich, eine auf ein Porzellantäfelchen bräunlich aufgezogene Photographie der Verewigten beigegeben. Ihr Alter ist schwer zu schätzen: Es ist das Gesicht jenes Typus Frau, der weit über die Jahre jung bleibt. Der Ausdruck: in sich ruhend, wohl ein wenig abwartend, bestimmt nicht verschlagen. Hohe Backenknochen, hochgewölbte Augenbrauen, hochgekämmtes eingerolltes Haar, hochgeschlossen die dunkle Festtagsbluse. Ihre Lebensdaten: 12. 2. 1886–9. 11. 1941. Zu der Zeit, da der Oberleutnant Dr. Musil hier in Stellung lag – mein Blick geht hinauf zu den schneebedeckten Berghöhen, in deren Gelände der Wanderer noch heute Reste von Schützengräben, Militärbaracken und Kasernen antrifft –, war diese Lene Maria Lenzi eine Frau von 30 Jahren – sie könnte also gut Musil Modell gestanden sein. Aber selbstverständlich ist die Frage müßig, ob der Dichter sie, gerade sie, gekannt hat, und noch müßiger die nach persönlichen Erfahrungen mit dem Eros jener »Steinzeitweiber«, denen Musil in den Tagebuchnotizen »freie Freundlichkeit« und »aufrechte Liebenswürdigkeit« nachrühmt, die er mit einer eigenen Besessenheit beobachtet: beim Heubündeln, beim Reiten, sogar beim Schneuzen, die er ohne Umschweife fragt, ob sie noch unberührt seien, und über deren besondere Art, im Kartoffelacker zu hocken, er genußvolle Überlegungen anstellt – denn: »Hinter den Sperrketten der Wachen geht man wie ein Tourist.«

Der Name Lenzi ist in Palai – einer Gemeinde von 350 Seelen – noch immer erhalten; ein ganzer Weiler – drunten an der Straße, wo früher der Widmungsbau des Deutschen Schulvereins stand, bis er Anfang der sechziger Jahre auf bis heute nie recht geklärte Weise in Flammen aufging – ist nach ihm benannt. Ich

sehe mich in einem der Häuser um: Das alte Ehepaar, das es bewohnt, hat gerade einen Fernsehapparat angeschafft, und nun jammern sie, daß sie nur das italienische Programm empfangen können – das deutschsprachige, das von Bozen kommt, nicht. Alle ihre Beschwerden hätten nichts gefruchtet: Einmal heiße es, der Blitz habe in der Nähe eingeschlagen, dabei habe es seit Wochen weit und breit kein Gewitter gegeben, ein andermal, die Antenne sei falsch montiert. Sie glauben keins von beidem, für sie ist es Sabotage.

Weshalb sie eigentlich lieber das deutsche Programm sähen – der Sprache wegen?

Wegen des Peter Alexander, antwortet die Frau im Tonfall größter Selbstverständlichkeit. Was also bleibe ihr nun anderes übrig, als nächstens mit dem Zug nach Bozen zu fahren, und sich in der Stadt wenigstens nach ein paar Schallplatten ihres Liebings umzusehen?

Im Gasthaus drinnen erzählt die Wirtin von dem bösen Abenteuer der Umsiedlung: damals, 1942, als die Fersertaler, von Hitler-Sendboten umworben, für das Deutsche Reich optiert und bei Budweis neue Besitzungen zugewiesen bekommen hatten, und drei Jahre später, 1945, als sie, von den Tschechen außer Landes gejagt, wieder den langen Weg der Heimkehr antreten mußten. »In Wien, auf dem Westbahnhof, wo sie uns tagelang herumsitzen ließen, hab' ich für die Leute zwischen zwei Steinen Suppe gekocht.«

Einer der ganz Alten aus dem Dorf bringt eine schadhafte Amateuraufnahme aus den Tagen des Ersten Weltkriegs herbei; »Reichsdeutsche«, die einmal zu Besuch hiergewesen seien und denen er sie gezeigt habe, hätten sich das Photo von ihm ausgeliehen und eine Reproduktion davon anfertigen lassen: Es zeigt in Palai einquartiertes österreichisches Militär beim Verladen eines Rindes für die Feldküche...

Mit »Grigia«-Kolorit ganz anderer Art wartet der alte Tasainer Max auf, von dessen Haus im Weiler Battisti man zu einem Heustadel hinaufblicken kann, der, ein Stück 13. Jahrhundert!, aus Holz und Stein zusammengefügt wie alles hier, noch immer gut intakt ist: Er war, sagt er, mit dabei, als vor vielen Jahren wieder einmal ein Versuch gestartet wurde, den Silberschürfbetrieb aufzunehmen – drüben in dem Seitental, durch das die Valcav



fließt. Acht Monate hätten sie darauf verwendet, die Stollen aus-zuputzen, alles war ja von Lawinen verschüttet, überall stand kniehoch das Wasser. »Aber wir haben uns vorgearbeitet – bis wir ans Harte gekommen sind.« Und doch hat es zu nichts ge-führt, das Unternehmen wurde abgeblasen, und Tasainer ging – nein: nicht nach Amerika wie so viele seiner Landsleute, er ent-schied sich für Belgien. Kohlenbergbau in 1200 Meter Tiefe, 18 Jahre lang. Jetzt ist er wieder daheim in Palai, und hier in Palai will er sein Leben einmal abschließen, nirgendwo sonst als in Pa-lai.

Ja, so kehren sie eines Tages alle wieder zurück – wie die Wan-derhändler, die »Kromeri«, die zu Allerheiligen mit ihren Stoff-ballen losziehen und mit ihrer großen Tour oft erst fertig sind, bis es schon Frühjahr wird. Dann, den Sommer über, ziehen sie nach wie vor – wie Musils »Grigia« mit ihren Kühen, die – je nach Farbe – nach wie vor »Grigia« oder »Bruna« heißen, auf die Almwiesen hinauf, zu den »Malgen«, und nur wenn sie eine Frau haben, die ihnen drunten den Hof besorgt und die Äcker, die Kinder und das Kleinvieh, kommen sie Samstag/Sonntag herun-ter ins Tal.

Wer es in Kauf nimmt, daß er sich mit 40 seine Lungen ruiniert hat, geht vielleicht auch noch in den Fluorit-Tagbergbau arbei-ten: Drüben, auf der anderen Talseite, wo in Florutz der letzte deutsche Pfarrer der Gegend, der gebrechliche Kurat Jakob Hoffer, an seinem Mócheni-Wörterbuch schreibt und das Vater-unser in der alten Mundart in die neue Kirchentür schnitzt (»Für uns nicht in die tentazion, ma derleas uns von Schlecht'n. Amen.«), ist noch der eine und andere Stollen in Betrieb. Aber viel Zukunft hat das alles nicht. Die Fersentaler gehen heute eher in Trient in die Fabrik – oder überhaupt gleich nach Deutsch-land, in die Schweiz. Wunderlich – wunderbar ist an ihnen im Grunde nur noch ihre Sprache –, ansonsten hat auch in ihrer Kleinhäuslereinschicht die neue Zeit Einzug gehalten. Das Auto hat das Maultier abgelöst, der Kofferraum die »Kraxen«, die Te-levision die alten Bergmannssagen, die sich stets nur mit Gold abgaben, nie mit Geringerem. Der Fremde, zur Stunde noch auf private Gastfreundschaft angewiesen, wird eines Tages vor dem ersten Luxushotel stehen, an nichts wird es ihm fehlen. Nur: um sich einen Begriff von den altüberlieferten handwerklichen Fer-

tigkeiten der jahrhundertlang an Autarkie gewöhnten Mócheni zu machen, wird er dann vielleicht in die Stadt hinunterfahren müssen, ins Museum nach Trient. Der berühmte Flügelaltar im gotischen Stil, den anno 1521 die Knappen, die »Canopi«, in der St. Laurenzi-Kirche aufgestellt haben, war das erste derartige Kleinod, das unter fremden Schutz gestellt werden mußte: Zwei Nächte hatte der Pfarrer in der Sakristei Wache gehalten, nach-dem ein Rudel verdächtiger Gesellen ihn in Alarm versetzt hatten – dann gab er auf und überstellte den Schatz ins Diözesanmu-seum. Schweren Herzens zwar, doch nunmehr immerhin beru-higt.

Man wurde hier nicht, wie sonst überall in der Welt, geprüft, was für ein Mensch man sei – ob verlässlich, mächtig und zu fürchten oder zierlich und schön –, sondern was immer für ein Mensch man war und wie immer man über die Dinge des Lebens dachte, man fand Liebe... Der Mensch trug Will-kommgeschenke in den Augen. Die Frauen durften das frei ausströmen lassen, aber manchmal, wenn man an einer Wiese vorbeikam, vermochte auch ein alter Bauer dort zu stehen und winkte mit der Sense wie der leibhaftige Tod.

Mögen sie, die schon so viel Ärgeres überstanden haben in den sechs Jahrhunderten ihrer Diaspora, mögen die Mócheni sich ihre Eigenart, vor allem ihre Natürlichkeit und Bescheidenheit, auch dann noch bewahren, wenn einmal der Massentourismus sich ihrer als Schauobjekt bemächtigt! »Grigia« als Hostess – das möge ihnen erspart bleiben. Ihnen und uns.



„Sankt Peter im Wald“  
Zeichnung von Roberto E. Ballari-Soust

Pf. Peter im Wald  
(Halle i. Lagertal)  
3/19

*William Dean Howells*



Ein Besuch  
bei den  
Zimbern

*Deutsch von  
Gertraud Michel*



*William Dean Howells 1837-1920*

In Venedig hatte ich oft von jenem alten Volk gehört, das sich in den Alpen um die hübsche Stadt Bassano an der Brenta angesiedelt hatte und bei dem es sich, einem allgemeinen Gerücht zufolge, um Reste der Zimbern handelt, die ins »Römische Reich« eindrangen, vor vielen Jahrhunderten von Marius in der Schlacht aufgerieben und längs der Grenzen von Norditalien zerstreut wurden. Sobald also im vorigen Jahr das milde Septemberwetter einsetzte, machten wir uns zu dritt von Venedig aus auf den Weg, um alles zu erbeuten, was es nur immer an Merkwürdigem im Leben und in den Überlieferungen dieser Bergbewohner gab, die sich in sieben Dörfern niedergelassen haben und deshalb von ihren italienischen Nachbarn das Volk der Sette Comuni genannt werden. Schwerebewaffnet mit Notiz- und Skizzenbuch zogen wir los und waren bereit, von unserer Eroberung wissenschaftlich Besitz zu ergreifen.

Von Venedig braucht man mit der Eisenbahn zwei Stunden bis zur Stadt Vicenza, und von dort muß man einen Wagen nach Bassano nehmen, einem blühenden kleinen Getreidemarkt voller Betriebsamkeit, mit etwa zwölftausend Seelen, ungefähr dreißig Meilen nördlich von Venedig. Wir hatten an dieser Fahrt durch das Land viel Freude und erreichten die Stadt um neun bei Mondschein; als wir aus dem Fenster blickten, sahen wir die seltsamen, bergauf und bergab führenden Straßen mit Spaziergängern bevölkert, und jedermann in Bassano schien eine Liebschaft zu haben. Junge Mädchen schlenderten mit ihren Verehrern auf den malerischen Wegen umher, zärtliche Paare tändelten an den Türeingängen und Fenstern, und über der Szene lag jener äußere Schein von Romantik, mit dem die Italiener die alltägliche Wirklichkeit ihres Lebens zu übertünchen verstehen. Unsere Fahrt durch die Landschaft im Zwielflicht hatte uns auf die Stimmung in Bassano vorbereitet. Wir hatten unsere Freude am Anblick der Bauern gehabt, die in Gruppen zu acht oder zehn, von kräftigen Mädchen

mit weißen Zähnen und bloßen Beinen geführt, von der Arbeit auf den Feldern heimkehrten, und hatten in der nur Augenblicke dauernden Herrschaft über eine alte, mit Mauern umgebene Stadt, durch die wir fuhren, geschwelgt. Diese erschien uns in der Dämmerung gotischer und mittelalterlicher als andere – abgesehen von Verona –, mit einer schönen Kirche, die zahlreiche Türmchen und Zinnen zierte. Was es für eine Stadt war und was sie wohl dort so viele Jahrhunderte lang getan hatte, wollte ich nicht wissen; es täte mir sogar leid, etwas über sie zu erfahren.

Am nächsten Morgen begannen wir, vorläufige Auskünfte über die Zimbern einzuholen, was sich als völlig unergiebig erwies. Als wir uns den Schlupfwinkeln dieses alten Volkes näherten, löste sich in der Tat jegliches Wissen über sie in unklare Vermutung auf. Der Barbier und der Buchhändler waren verschiedener Meinung über die besten Möglichkeiten, zu den Sette Comuni zu gelangen, und der Caffetiere, in dessen Lokal wir unser Frühstück einnahmen, wußte nichts über den Weg, außer daß er oben auf den Bergen entlangführte und Ausblicke auf die Landschaft bot, die zu genießen uns wahrlich nicht reuen würde. Was die Zimbern betraf, so konnte er uns nur sagen, daß sie ihre eigene Sprache hätten, die noch schwieriger als die deutsche sei. Deutsch fände er schon schwer genug, aber das Zimbrische! Corpo!

Als wir schließlich von einer berühmten Höhle in Oliero hörten, einer Stadt, die ein paar Meilen flußaufwärts an der Brenta liegt, beschlossen wir hinzufahren. Es war ein glücklicher Einfall, denn dort begegneten wir einem Adligen, dem Aufseher der Höhle, der uns genau sagte, wie die Sette Comuni zu erreichen seien. Man verläßt Bassano über eine Brücke, die sich über die schnell dahinfließende, kristallklare Brenta spannt, die vom Fuß der Alpen im Norden zum Adriatischen Meer hinunterbraust und bei Bassano voller geschwätzig plätschernder Mühlen ist. Auf dem ganzen Weg nach Oliero

umgab uns die schönste Berglandschaft, von der Brenta umspült und besonders malerisch durch die sich ständig verändernden Formen. In den reichen Ebenen wächst Mais, außerdem sind dort Tabakfelder, die von Soldaten für die Regierung, die das Monopol besitzt, bewacht werden. Das Tal ist mit Bauernhäusern übersät, und ab und zu kamen wir durch Dörfer, in denen es eine Menge blonder Mädchen gab, die anderswo in Italien sehr selten sind, doch hier überaus zahlreich, und die Tizian als Modell für seine Gemälde gedient haben mögen.

In Oliero erfuhren wir nicht nur, welches die richtige Straße zu den Sette Comuni war, sondern auch, daß wir uns bereits auf ihr befanden, und es wurde verabredet, daß wir uns am nächsten Tag einstellten, um auf diesem Weg weiterzufahren, und zwar mit dem Aufseher der Höhle, der uns für ein Frühstück, ein Mittagessen und ein Entgelt nach unserem Belieben seine Begleitung anbot. Am folgenden Morgen waren wir zeitig in Oliero, und unser Freund wartete schon auf uns. Er stieg zu unserem Kutscher hinauf, und wir fuhren an der Brenta entlang zu der Stadt Valstagna, wo unsere Reise mit dem Wagen endete und wir Maultiere für die Bergbesteigung nehmen mußten. Von unserem Führer, dem Grafen Giovanni Bonato (denn ich kann ihm hier ebensogut seinen Titel geben, obwohl wir an diesem Punkt unserer Reise noch nicht wußten, in welcher vornehme Obhut wir uns begeben hatten), war uns der Preis für die Maultiere bereits genannt worden, doch erwies es sich als notwendig, erst noch mit dem Maultiertreiber das bei solchem Handel übliche Zeremoniell durchzuführen, bevor wir die Tiere mieteten. Ihr Besitzer war ein Zimmer mit breitem, einfältigem Gesicht und einer schwerfälligen, unbeholfenen Aussprache des Italienischen, was zugleich seine nordländische Rasse stärker hervorhob und uns das Gefühl gab, bei ihm könnten wir vor Diebstahl verhältnismäßig sicher sein. Er war am Abend zuvor vom Gipfel des Berges heruntergekommen, hatte drei mit Holzkohle beladene Maultiere mitge-

bracht und bis zum Morgen auf uns gewartet. Seine Tiere trugen bequeme, mit Leinwand bezogene Sattelkissen zum Reiten und Halfter statt Zaumzeug. Man bat uns inständig, ihnen beim Aufstieg ihren Willen zu lassen und ja nicht den Versuch zu unternehmen, sie zu lenken.

Die vornehmen Müßiggänger Valstagnas (und in einer italienischen Stadt ist nahezu die gesamte Bevölkerung in vornehmer Weise müßig) begaben sich nach draußen, um dem Aufbruch unserer Expedition beizuwohnen. Die hübsche kleine blonde Frau unseres Gastwirts, die bis zu unserer Rückkehr das Essen zubereiten sollte, hielt ihr Baby in die Höhe, um uns buon viaggio zu wünschen, und winkte uns mit ihm wie mit einem Taschentuch Lebewohl zu. Hühner und Kinder stoben nach rechts und links, als wir uns in Bewegung setzten, und während Graf Giovanni majestätisch zu Fuß voranschritt und der Zimmer den Rückzug deckte, gelangten wir in das breite Felsental zwischen den Höhen, und sogleich begann der Aufstieg. Es war ein wunderschöner Morgen, die Sonne schien auf die Gipfel der Berge, und die Schatten bekleideten sie wie Gewänder bis in den Grund, und ich wäre froh, wenn ich jetzt und hier die Lieblichkeit, Frische und Reinheit der Bergluft spüren könnte, die unsere Seelen in einer kindlichen Lebensfreude zu baden schien. Ein Bach floß munter plätschernd durch das Tal, die Vögel sangen in den Bäumen, um uns ragten die Alpen empor, und sanft zeigte sich vor uns zwischen den kahlen Bergspitzen die bewaldete Höhe, auf der das zimbrische Dorf Fozza lag, und eine weiße Kapelle schimmerte aus dem Inneren des stattlichen Hains hervor. Längs der Berghänge kräuselte sich der Rauch aus den einsamen Hütten der Hirten, und dann und wann stießen wir auf eine jener trübselig wirkenden Zufluchtsstätten, in den Bergen für Wanderer erbaut, die auf ihrem Weg von der Nacht oder von Stürmen überrascht werden.

Die Straße windet sich zum größten Teil am Rande eines jähren Abgrundes entlang und ist mit Kalksteinen

geplastert. Dort, wo die Natur sie nicht mit riesigen Monolithen abgestützt hat, wird sie von einem Mauerwerk aus kleinen Steinen eingefaßt. Selbstverständlich handelt es sich nur um einen Maultierpfad, und es war merkwürdig zu beobachten und aufregend zu erleben, wie die Maultiere, die auf ihren sicheren und festen Stand sehr stolz sind, sich ganz nahe am Rand der Steilhänge entlang bewegten. Was mich selbst betrifft, so übertrug ich meinem Tier die volle Verantwortung, die diese Gangart bedingte, ließ den Halfter auf seinem Nacken hängen und leistete ihm keinerlei Hilfe außer dem unbedeutenden Dienst, den ich gelegentlich dadurch erweisen mußte, daß ich die Augen schloß und den Atem anhielt. Das Maultier der Vertreterin des schönen Geschlechts hinter mir zeigte sich nicht nur begierig auf Gefahr wie das meine, sondern war auch neidisch, weil dieses die Kolonne anführte, und versuchte zum großen Schrecken der edlen Reiterin ständig, es an der Außenseite des Pfades zu überholen, während halb unterdrückte Schreckensrufe der zweiten Dame im Zuge von gleicher Eitelkeit und Kühnheit ihres Maultiers Zeugnis gaben. Graf Giovanni schritt unbeirrt voran, der Zimber kam hinterher, und es ergab sich kaum eine zusammenhängende Unterhaltung, bis wir unter der breiten Krone eines Weißdorns, auf halber Höhe des Berges, haltmachten, um unsere waghalsigen Tiere verschlaufen zu lassen.

Zwei von uns stiegen hier ab, und während eine der Damen die andere in ihrer ungewöhnlichen Pose als Reiterin skizzierte, lauschte ich dem Gespräch des Grafen Giovanni und des Zimbern. Dessen Name lautete auf italienisch Lazzaretti und in seiner eigenen Sprache Brück, was wir durch eine etwas ungenaue Aussprache in Brick (Prachtkerl) umwandelten als Kompliment dafür, daß er uns ein so guter Kamerad war. Ein struppiger roter Bart umrahmte sein breites, ehrliches Gesicht, auf dem sich ein winziger Schimmer von trockenem Humor zeigte. Wir fanden, er sah wie ein Mann aus Cornwall aus, und der Gegensatz zwischen ihm und dem viso-

sciolto-pensieri-stretti-Ausdruck des Grafen Giovanni war wirklich seltsam.

Über sein Volk wußte er wenig, doch der Capogente von Fozza könne mir alles berichten. Was ihre Abstammung betraf, glaubten die Zimbern an verschiedene Überlieferungen. Brick selbst hielt daran fest, daß sie aus Dänemark gekommen seien. Als wir dann unter der breiten Krone des Weißdorns saßen, forderten Graf Giovanni und ich ihn auf, uns für einige italienische Redewendungen die gleichbedeutenden Ausdrücke im Zimbrischen zu nennen. Wißbegierige sind vielleicht geneigt, sie in Verbindung mit dem Englischen und dem Deutschen kennenzulernen. Die zimbrischen Wörter müssen natürlich deutsch ausgesprochen werden:

Englisch	Zimbrisch	Deutsch
I go	i gehe	ich gehe
thou goest	du gehst	du gehst
he goes	ar geht	er geht
we go	hamish gehen	wir gehen
you go	hamish setender gehnt	ihr geht
they go	dandern gehnt	sie gehen
I went	i bin gegeht	ich bin gegangen
thou wentest	du bist gegeht	du bist gegangen
he went	der iganget	er ist gegangen
good day	uter tag	guten Tag
good night	uter nast	gute Nacht
How do you do?	Bie estater?	Wie steht's?
How goes it?	Bie gehts?	Wie geht's?
I	i	ich
thou	du	du
he, she	di	er, sie
we	borandern	wir
you	ihr	ihr
they	dandern	sie
the head	da kof	der Kopf
breast	petten	Brust

Englisch	Zimbrisch	Deutsch
face	denne	Gesicht
arm	arm	Arm
foot	vuss	Fuß
finger	vinger	Finger
hand	hant	Hand
tree	pom	Baum
hat	hoit	Hut
God	Got	Gott
heaven	debelt	Himmel
earth	erda	Erde
mountain	perk	Berg
valley	tal	Tal
man	mann	Mann
woman	beip	Weib
lady	vrau	Frau
child	hint	Kind
brother	pruder	Bruder
father	vada	Vater
mother	muter	Mutter
sister	schwester	Schwester
stone	stone	Stein

Man wird bei diesen Bruchstücken des Zimbrischen eine allgemeine Ähnlichkeit mit dem Deutschen und dem Englischen festgestellt haben, während jedoch manche Wörter mit keiner der beiden Sprachen die geringste Verwandtschaft erkennen lassen.

Neben unserem Weißdorn mit der weitausladenden Krone stand ein ärmliches, kleines Rasthaus; eine ausgemergelte alte Frau kam heraus und erquickte uns mit klarem Quellwasser, unsere Begleiter und Freunde mit bitteren Beeren, die auf dem Berg wuchsen. Die Männer gaben zu, daß diese unangenehm schmeckten, versicherten jedoch, sie seien sehr gut für das Blut. Nachdem es nun hinreichend aufgefrischt worden war, bestiegen wir wieder unsere Maultiere und brachen auf, denn bis Fozza brauchten wir noch eineinviertel Stunde.

Als wir uns dem Berggipfel näherten, wurde der Weg ebener, und statt uns an den Rändern der Steilhänge entlangzutasten, begannen wir nun, dem gewundenen Pfad zu folgen, der durch kleine Wiesen und ein anmutiges, von hohen Felsen umschlossenes Tal führte. Obwohl der September am Fuße des Berges ebenso mild war wie der Juni, fanden wir die Luft auf diesen Höhen rau und kalt; gab es auch hier und dort Weizenfelder, so wurde der Boden, wie zu erkennen war, doch zum größten Teil als Schafweideland genutzt, und das Gras wirkte infolge der Sommerhitze dürr und spärlich. Gelegentlich trafen wir Hirten. Sie schienen italienischer Abstammung zu sein und den typischen hiesigen Menschenschlag zu verkörpern: Sie hatten regelmäßige Gesichter, und über den Wangen hingen zwei sorgfältig gedrehte Locken, genau so wie sie immer, in Stein gemeißelt, über den Toren der Landhäuser dargestellt werden. Jeder trug einen Hirtenstab, und ihre Herden zogen vor ihnen her. Wenn sie uns begegneten, grüßten sie höflich, und nachdem wir ihnen gedankt hatten, riefen sie wie aus einem Munde: »Ach, ihr Herren, ist das nicht eine elende Gegend? Die Menschen sind arm, und die Luft ist kalt. Es ist ein unglückseliges Land.« So schritten sie tiefbetrübt weiter, aber unwillkürlich mußten wir lächeln über dieses allgemein übliche heftige Verlangen, die Heimat verunglimpfen zu lassen. Heiter antworteten wir, es sei doch ein herrliches Land. Die Luft sei zwar kalt, aber dafür auch rein.

Indes kam Fozza in Sicht, und erst im letzten Augenblick, kurz bevor wir von Brick Abschied nahmen, erfuhren wir, er habe ein ganzes Jahr in Venedig gelebt, dort Milch vom Festland geholt und in der Stadt verkauft. Offen erklärte er, dieses eine Jahr bedeute ihm so viel wie alle anderen seines Lebens zusammen und er wäre niemals in die heimatlichen Berge zurückgekehrt, wenn sein Vater nicht gestorben wäre und die Mutter mit den jüngeren Brüdern hilflos zurückgelassen hätte. Er war ein ehrlicher Bursche, und ich gab ihm die beiden Florin, die ich ihm stillschweigend über den vereinbarten

Preis hinaus zgedacht hatte, und noch etwas für die kleinen Brückbuben daheim, die er sogleich herbeibrachte, damit sie uns vor dem Haus des Capo-gente die Hände küßten.

Das Dorf Fozza ist auf einer mit Gras bedeckten, langgestreckten Ebene auf der Höhe des Berges erbaut, der von dort nach drei Seiten abfällt, im Norden jedoch steil ansteigt und mit seinen viel kahleren und schrofferen Wänden in die Nebelschleier hineinragt. Der Ort besteht aus etwa dreißig Häusern, und ich glaube nicht, daß er mehr als hundertfünfzig Seelen zählt, wenn es überhaupt so viele sind. Allerdings ist er einer der kleinsten der Sette Comuni, deren Hauptstadt Asiago ein paar tausend Einwohner hat, und er liegt nicht weit von Vicenza entfernt. War ihr Dorf auch unbedeutend, so besaßen die ärmlichen Bewohner Fozzas doch eine Kirche und hatten gerade einen schönen neuen Glockenturm errichtet. Der Capo-gente war stolz, als ich diesen lobte, obwohl er sich zuvor natürlich abfällig über ihn geäußert hatte. Wie auch die übrigen Gebäude war die Kirche aus Stein, und der Ort mochte aus einer geringen Entfernung wie geborstene Felsklippen aussehen, so gut paßte er zu der rauhen, unbearbeiteten Natur ringsum. Verdorrte Wiesen, mit ihren Büscheln blaßblauer, kümmerlicher Blumen fast rührend anzusehen, umgaben das Dorf und erstreckten sich südwärts bis hin zu jener bewaldeten Höhe, die uns beim Aufstieg den ganzen Tag hindurch als Wegzeichen gedient hatte.

Unsere Gruppe hielt vor der bescheidenen Tür des Capo-gente (in Fozza sind alle Türen unscheinbar). Wir ließen die Maultiere stehen, traten auf Einladung seiner Frau ein und setzten uns neben das willkommene Herdfeuer in der Küche – willkommen, obwohl wir wußten, daß die weite, sonnendurchflutete lombardische Ebene tief unten vor lauter Trauben wie Purpur schimmerte und schwarz von Feigen war. Wieder hörten wir den Klageruf der Hirten, doch diesmal kam er von den Frauen: »Ach, ihr Herren, ist es nicht ein elendes Land?« Dabei stiegen allmählich Zweifel in mir auf, ob nicht die

Liebe, die die Bergbewohner angeblich für ihre rauhen Höhen empfanden, ganz und gar erdichtet war. Man beehrte sich, uns ein paar Eier zu kochen, trug diese dann zusammen mit einem recht einfachen Wein auf, und während wir aßen, trat der Capo-gente ein.

Er war ein Mann mit guten Manieren, aber selbstverständlich nicht frei von Befangenheit, die eine natürliche Folge des einsamen Lebens auf diesen Höhen ist, wo man zwangsläufig nur selten mit der Welt in Berührung kommt. Seine Mitbürger schienen ihm mit einer Art wohlwollender Ehrerbietung zu begegnen, und einige von ihnen kamen herein, um ihn mit den Fremden reden zu hören. Er blieb stehen, bis wir ihn baten, Platz zu nehmen, und willigte sogleich ein, mit uns einen Becher Wein zu leeren.

Schließlich erfuhren wir aber kaum etwas über sein Volk, was wir nicht schon wußten. Einer alten Überlieferung zufolge, so sagte er, seien ihre Ahnen vor Marius in diese Alpengegend geflüchtet, hätten lange in den Löchern und Höhlen der Berge gehaust und dort an verborgenen Plätzen auch ihre Toten begraben. Wann sie zum Christentum bekehrt worden waren, wußte er nicht. Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts hätten sie nur wenig oder gar keinen Umgang mit der italienischen Bevölkerung gehabt, von der sie überall umgeben waren. Früher heirateten sie niemals jemanden aus dieser Nation, und selten kannte ein Zimber die italienische Sprache. Jetzt sind aber Mischehen sehr häufig, und in fast allen Familien wird sowohl Italienisch als auch Zimbrisch gesprochen, wobei dieses allmählich aus dem Gebrauch kommt. Es gibt jedoch immer noch religiöse Lehrbücher in der alten Mundart, und bis vor kurzem wurden auch ihre Gottesdienste auf zimbrisch gehalten.

Ich bat den Capo, uns einige Bücher zu zeigen, und er brachte uns zwei. Eins war ein Katechismus für Kinder mit dem Titel »Dar Kloane Catechism vor a Beloseland vortraghet in z'gaprecht von siben Komünen, un vier Halghe Gasang. 1842. Padova«. Das andere Buch betrachtete ich mit heimlichem Kummer, denn es bewies, daß

ich nicht der einzige war, den es in jüngster Zeit gereizt hatte, dieses alte Volk zu besuchen, und der den Ehrgeiz besaß, ihm gleichsam als Entdecker zu begegnen. Ein Hochdeutsch sprechender Columbus aus Wien war vor mir dort gewesen, und ich konnte nur auf Amerigo Vespuccis bescheideneren Ruhm Anspruch erheben. Jener deutsche Gelehrte hatte sich eine Woche lang in diesen abgelegenen Orten aufgehalten, beharrlich ein Wörterbuch der Sprache ihrer Bewohner zusammengestellt und dieses, nachdem es gedruckt worden war, dem Capo geschickt. Ich bin so großmütig, den Namen seines Werkes anzugeben, und Wißbegierige mögen es kaufen, wenn sie wollen. Es heißt »Johann Andreas Schmeller's Cimbrisches Wörterbuch. Joseph Bergmann. Vienna, 1859.

In seiner Gemeinde, so sagte uns der Capo, seien die Zimbern heute hauptsächlich Jäger, Holzfäller und Köhler. Sie übten ihr einfaches Handwerk in den viel düsteren und rauheren Bergen aus, die man weiter nördlich sah, und sie stiegen in die Städte der Ebene hinab, um Reisigbündel, Holzkohle und Felle wildlebender Tiere zu verkaufen. In Asiago und den größeren Orten seien sie Bauern und Händler wie die Italiener. Er schätzte ihre Zahl in allen Dörfern zusammen auf rund zehntausend. Von besonderen Sitten und Gebräuchen wußte der Capo nichts zu berichten, und er meinte, außer in Abstammung und Sprache unterschieden sich die Zimbern jetzt nicht mehr von den Ureinwohnern.\* Natürlich unterstehen sie der österreichischen Regierung, aber nicht so unbedingt wie die Italiener, und obgleich sie besteuert und zum Militärdienst herangezogen werden, ist es ihnen überlassen, ihre Angelegenheiten weitgehend nach ihrem Belieben zu regeln.

Der Capo beendete die Rede, indem er mehrmals höflich sein Bedauern ausdrückte, daß er uns nichts Wichtiges mitteilen konnte. Und als wolle er uns gleichsam dafür entschädigen, daß wir eine so weite Reise unternommen und so wenig erfahren hatten, sagte er, in der Nähe wohne ein Eremit, den wir vielleicht gern besu-

chen möchten, und ließ uns von seinem Sohn zu der Einsiedelei führen.

Wie sich herausstellte, war es das weiße Gebäude, das wir bereits von unten her in großer Entfernung aus dem Wäldchen hatten hervorschimern sehen. Dieses stand nun als ein anmutiger Buchenhain vor uns, und hier trafen wir den Eremiten beim Schneiden von Reisigbündeln an. Er war warm gekleidet und trug unter der makellosen Kutte die Kniehose der Geistlichen. Seine Art, uns zu begrüßen, erinnerte an das Zirpen eines Heimchens, und er war höchst erstaunt zu hören, daß wir den weiten Weg von Amerika zurückgelegt hatten, um ihm einen Besuch abzustatten. Seine Einsiedelei befand sich neben der weißgetünchten Kapelle des heiligen Franziskus und bestand aus drei, vier winzigen Räumen oder schrankähnlichen Kammern, in denen er wohnte und meditierte. Diese blickten auf die kleine Kirche, die seiner Obhut anvertraut war und die er so ordentlich und sauber hielt wie sich selbst. Stolz erzählte er uns, einmal im Jahr, am Tage des Titularheiligen, komme ein Priester und lese in der Kapelle die Messe, und offensichtlich war das stets der große Augenblick im Leben des al-

\* Der englische Reisende Rose, der Asiago 187 besuchte (wiederum sehr zu meinem Verdruß, wie ich feststelle), erwähnt, man finde bei den Zimbern den keltischen Brauch, die Toten aufzuwecken. »Wenn ein Reisender am Wegesrand stirbt, so errichtet man an dieser Stelle ein Kreuz, und jeder, der vorübergeht, wirft einen Stein auf den Grabhügel. Manche suchen zu bestimmten Jahreszeiten hochgelegene Orte und Wälder auf, wo früher vermutlich die Götter angebetet wurden, doch ist der eigentliche Ursprung dieser Sitte in Vergessenheit geraten.« Wenn jemand durch Gewalt sein Leben verliert, so legt man ihn, mit Hut und Schuhen bekleidet, auf das Totenbett, als wolle man den Anschein erwecken, er sei ein Wandersmann, und dies soll »versinnbildlichen, er sei auf der großen Lebensreise vom Schicksal überrascht worden«. Eine Frau, die im Kindbett stirbt, wird in ihrem Brautschmuck zu Grabe getragen. Mr. Rose äußert sich sehr verächtlich über die Meinung, diese Leute seien Zimbern, und behauptet, »es stimme viel mehr mit sämtlichen Zeugnissen der Geschichte überein, wenn man sagt, der Zustrom und das Zurückfluten der germanischen Eindringlinge zu verschiedenen Zeiten habe – in dem Gebiet, das sie jetzt bewohnen – diesen Bodensatz von Barbaren hinterlassen. Das gesamte Gebiet, das außer den sieben Städten noch vierundzwanzig Dörfer enthält, ist von Flüssen, Alpenbergen und Hügeln umgeben. Die genauesten Grenzen sind die Brenta im Osten und der Astico im Westen.«



ten Mannes. Vierzig Jahre lang, sagte er, sei er schon fromm, bereits seit fünfundzwanzig Jahren wohne er an diesem Ort, wo Gottes Güte und die Mildtätigkeit der armen Leute hier ihn vor Not bewahrt hätten. Im ganzen war er ein recht freundlicher Eremit, keineswegs spiritualistisch, sondern sanft, schlicht und offenbar aufrichtig. Wir schenkten ihm ein paar kleine Silbermünzen, um ihm zu helfen, auch in Zukunft ein Leben frommer Hingabe zu führen, und Graf Giovanni spendete etwas Kupfergeld mit dem eindrucksvollen Segenswunsch: »Iddio vi benedica, padre mio!«

So verließen wir die Einsiedelei wie auch Fozza und stiegen zu Fuß die Höhe hinab, denn niemand möchte wohl solche steilen Hänge hinunterreiten. Lange bevor wir das Tal erreichten, wußten wir, daß wir für den Rest unseres Lebens Berge verabscheuen und uns nach verdorrten Ebenen sehnen würden. Dennoch war der Weg nach unten malerisch und in mancher Hinsicht sogar interessanter als der Aufstieg. Es begegneten uns mehr Menschen: bald melancholische Schäfer mit ihren Herden, bald Schweinehirten und -hirtinnen mit einer Rotte wilder, schwarzer Schweine, wie sie in Italien gezüchtet werden; dann Eseltreiber mit ihren Tieren, deren Schreie in den Bergen laute, langanhaltende und höchst melodische Echos weckten; auch ganze Bauernfamilien, die Kühe, Pferde und Maultiere in die Ebenen hinuntertrieben. Beim Abstieg begann Graf Giovanni, nach und nach, wie sich gerade die Möglichkeit zu einem Gespräch bot, Bruchstücke einer Autobiographie zum besten zu geben, und wir erfuhren, daß er gemeiner Soldat auf Heimaturlaub war, und zwar auf Grund jenes *Permesso*, den die österreichische Regierung in Friedenszeiten ihren nicht besonders tauglichen Männern häufig erteilt. Er war bereits einige Jahre wieder zu Hause und rechnete nicht damit, erneut zum Militärdienst einberufen zu werden. Es gefiel ihm bedeutend besser, die Höhle in Oliero zu beaufsichtigen, als die Muskete zu handhaben, obwohl er gestand, er sehe sich gern die Welt an und man könne als Soldat so manche Orte ken-

nenlernen. Er war nicht sehr ideenreich, und die Philosophie seines Lebens bezog sich hauptsächlich auf Verhaltensweisen gegenüber Fremden, die die Höhle besuchten. Er hielt es für einen Fehler, daß sich die meisten Aufseher ihre Unzufriedenheit anmerken ließen, wenn ihnen die Reisenden nur wenig gaben, und fügte hinzu, er fände es klug, auch keine übermäßige Freude zu zeigen, selbst wenn man noch soviel bekäme.

»Man soll stets Zufriedenheit zeigen, aber nicht mehr«, bemerkte Graf Giovanni.

»Wenn Ihr mit Fremden verhandelt«, erwiderte ich, »so versichert Ihr doch vorher immer, sie könnten Euch für Eure Dienste geben, was *ihnen* beliebt. Hinterher aber müssen sie zahlen, was *Euch* beliebt, wenn sie keine Unannehmlichkeiten haben wollen. Ich weiß, daß Ihr bestimmt nicht mit dem zufrieden seid, was Ihr von mir bekommt.«

»Wenn ich es nicht bin«, rief Graf Giovanni, »dann nennt mich den größten Esel auf der Welt!«

Ich muß sagen, soweit ich durch die Maske seines Gesichts hindurchblicken konnte, schien er mit dem einverstanden, was er von mir erhalten hatte, obwohl es nicht viel war.

Gelegentlich hatte er uns erzählt, er sei der Neffe eines Edelmannes aus einer reichen und alten Familie in Venedig, und dieser habe ihm Geld geschickt, als er noch Soldat war, aber das machte keinen großen Eindruck auf mich. Obwohl ich wußte, die beträchtliche Zahl der vornehmen Armen in Italien hatte sogar Anlaß zu dem Sprichwort »Un conte che non conta, non conta niente« gegeben, muß ich doch gestehen, daß ich äußerst überrascht war zu hören, wie ein Müßiggänger in Valstagna unseren Reiseführer und Bedienten mit den Worten »Sior conte, servitor suo!« grüßte. Ich sah ihn aufmerksam an, aber in seinem blassen, schlaffen Gesicht zeigte sich kein Schimmer einer Empfindung oder gar des Stolzes, als er erwiderte: »Buona sera, caro.«

Wir schlichteten Plebejer, die wir den Grafen Giovanni den ganzen Tag mit unseren Schals und Handbüchern

beladen, niedere Dienste von ihm gefordert und ihn mit gutmütiger Geringschätzung behandelt hatten, fühlten uns nach dieser Enthüllung doch etwas unbehaglich in seiner Gegenwart und waren froh, als unser Wagen mit dem Kutscher auftauchte. Der Mann war am Morgen schon betrunken von Bassano abgefahren, und in Valsugana hatte sich den ganzen Tag über nichts an seinem Zustand geändert. Nun jagte er in wildem Galopp die Straße entlang, so daß wir uns fast nach der Geborgenheit auf dem Rücken der Maultiere zurücksehnten, die es immer so unwiderstehlich zu den äußersten Rändern der Steilhänge gezogen hatte.

335 *Parocco* – (ital.) Pfarrer.

338 *Conte che non conta, non conta niente* – (ital.) Ein Graf, der nicht (Geld) zählt, zählt nicht.

367 *Zimbern* – Man nimmt heute eher einen alemannischen Ursprung dieser deutschen Sprachinsel auf italienischem Boden an.

*Sette Comuni* – (ital.) Sieben Gemeinden.

368 *Caffetiere* – (ital.) Kaffeehausbesitzer.

370 *buon viaggio* – (ital.) gute Reise.

372 *viso sciolto-pensieri stretti-Ausdruck* – (ital.) *viso sciolto* = entspanntes Gesicht; *pensieri stretti* = sorgenvolle Gedanken.

*Capo-gente* – (ital.) Gemeindevorsteher.

379 *Der englische Reisende Rose* – William Stewart Rose (1775–1843), englischer Dichter und Übersetzer; lebte 1817 in Venedig und bereiste Norditalien. Er veröffentlichte 1819 »*Letters from the North of Italy*« (Briefe aus Norditalien).

380 »*Iddio vi benedica, padre mio!*« – (ital.) »Gott segne Euch, mein Vater!«

381 *Permesso* – (ital.) Urlaub.

382 »*Sior conte, servitor vostro!*« – (ital./venz.) »Zu Diensten, Herr Graf!«

»*Buona sera, caro!*« – (ital.) »Guten Abend, mein Lieber!«

Titel der amerikanischen Originalausgaben  
Italian Journeys · Venetian Life

© Rütten & Loening, Berlin 1987  
(Auswahl und deutsche Übersetzung)

## Die Deutschen

Das Problem Südtirol ist oft behandelt worden. 1910 gab es 7000 Italiener bei 242 000 Einwohnern in Südtirol, das waren 3 Prozent der Bevölkerung. 1961 waren es 128 000 Italiener, also 43,3 Prozent bei 373 000 Einwohnern Südtirols. Trotz des Pariser Abkommens 1947 zwischen Österreich und Italien, trotz des Autonomiestatus von 1948 und wiederholter diplomatischer Schritte Österreichs dauerte es bis 1970, ehe das „Südtirolpaket“ geregelt wurde. Ob es eine akzeptable Lösung war, wird die Zukunft entscheiden müssen.

Was fast völlig unbekannt ist, ist die Existenz verschiedener kleiner deutscher Sprachinseln im übrigen Italien, die keinerlei Rechte genießen und daher schon bald zum Untergang verurteilt sind. Das sind einmal die Walsersiedlungen am Monte Rosa (von den Walsern Gornernhorn genannt), dann deutsche Siedlungen im Trentino und Inseln in den Ostalpen.

Die Walser kamen im 12. und 13. Jahrhundert aus der Schweiz und haben die Bindungen an das Stammland Wallis bewahrt. Seit 1870 gibt es für sie keine deutschen Schulen mehr, aber die deutsche Sprache wurde in vielen Familien bewahrt und wird in Rima im Sermenzatal, in Rimella im Mastanellonetal und in anderen Tälern noch gesprochen.

Im östlichen Alpenraum sind heute die Orte Bladen (ital. Sappada) und am Fuß des Hochweißstein (ital. Monte Peralba), Ober- und Unterzahre zum großen Teil noch deutsch. Hier kann man noch einen altertümlich wirkenden Dialekt hören. Das Dorf Tischwang am Fuß des Plökkenpasses, das seit 1866 italienisch ist, spricht ebenfalls noch deutsch, aber mit vielen furlanischen und italienischen Ausdrücken.

Bei Tarvis (ital. Tarvisio), wo es 1910 neben 6397 Deutschen und 1682 Slowenen ganze 10 Italiener gab, ist das Verhältnis heute umgekehrt: 7500 Italiener und nur 860 Deutsche. Neben dem noch heute deutschsprachigen Südtirol bestanden bis 1918 auch im damaligen Welschtirol, dem heutigen Trentino, erwähnenswerte Deutschumsanteile. Trient war noch zur Zeit des Trienter Konzils zur Hälfte deutsch und besaß bis 1918 ein deutsches Gymnasium und eine deutsche Volksschule sowie eine deutsche Pfarrei.

Selt 1918 wurde aber hier das Deutsche aus Schule und Kirche verbannt. 20 deutsche Volksschulen wurden geschlossen, dazu 5 Kindergärten und die deutsche Pfarrei in Rovereto. Trotz allen italienischen Druckes aber hat sich das Deutschtum im Fersental in Gereut (ital. Frassilongo), Eichleit (ital. Roveda) und Florutz (ital. Fierozzo) gehalten. Doch ist es nur die ältere Generation, die Deutsch noch gut beherrscht, während die Jugend an die italienische Nachbarschaft assimiliert wird.

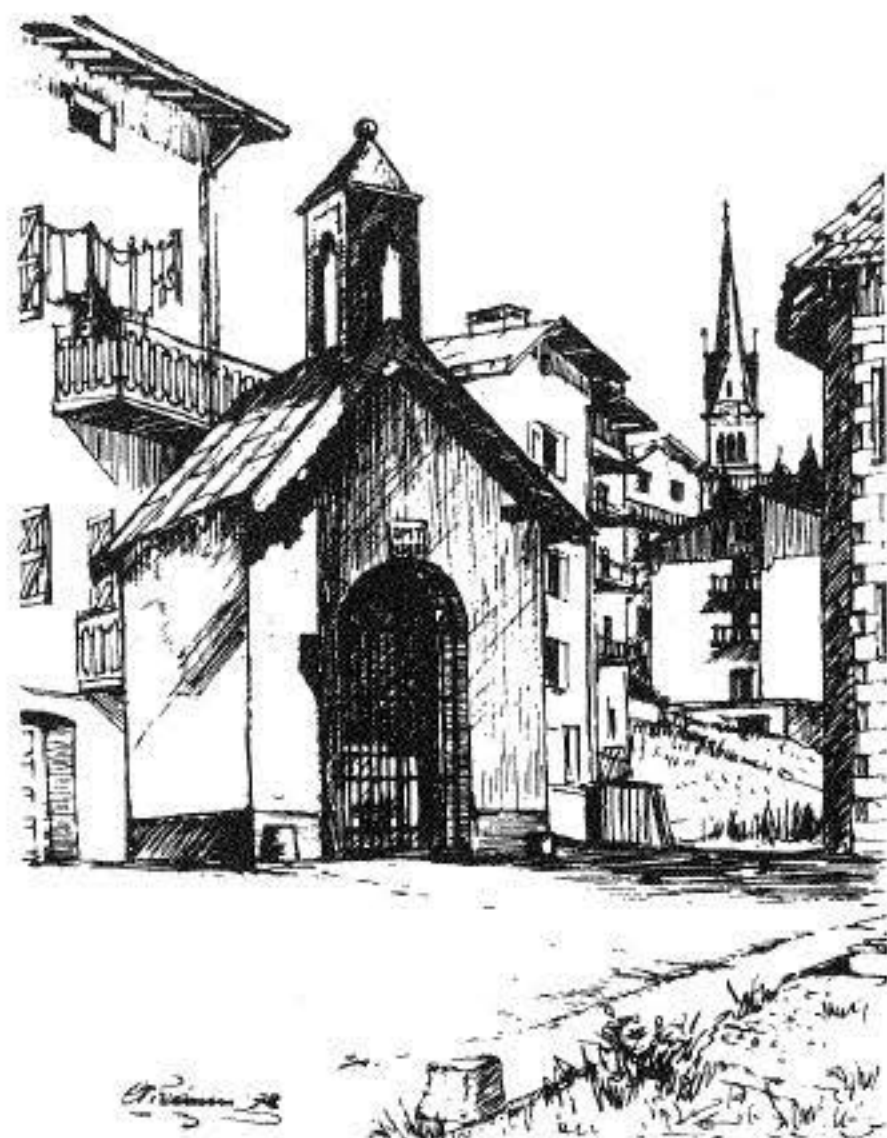
Zwei deutsche Sprachinseln bei Verona verdienen hier noch unsere besondere Beachtung. Wir meinen einmal das alte Gebiet der „Sieben Gemeinden“ bei Wiesenthain (ital. Vicenza) und die „Dreizehn Gemeinden“ bei Verona, dem alten Bern. Die „7 Gemeinden“ hatten einst eine Art Republik gebildet, die 407 Jahre bestand, ehe ihr Napoleon ein Ende machte. Hier wie im Gebiet der „Dreizehn Gemeinden“ sprach man das Kimbrische, das zwar nichts mehr mit Kimbern und Teutonen zu tun hat, aber doch eine sehr alte Mundart ist und den bayrischen Dialekt auf einer frühen Stufe erhalten hatte und bis ins 8. Jahrhundert zurückreicht. Dieses Kimbrische („Cimbro“) war aber nicht nur der Dialekt der Bauern in den lessinischen Alpen, sondern als Verkehrssprache unter dem Namen Wisentinisch noch in der Neuzeit in Deutschland bekannt. So heißt es in einem Kommentar zum Evangelium des Otfried von Weißenburg: „Die Sprache des Buchs ist weder wisentinisch, sondern gewiß unser Hochdeutsch.“

Die Zukunftsaussichten des „Cimbro“ werden heute verschieden beurteilt. Während der Fachmann für deutsche Sprachinseln in Italien, Dr. Bernard Wurzer, es fast als ausgestorben ansieht, beurteilte Professor Scovazzi aus Mailand das Kimbrische als lebende Sprache mit Zukunft.

Aus: NATIONALE MINDERHEITEN IN EUROPA



„Eichach/Roffreit (Rovereto) – Grabengasse“  
Zeichnung von Roberto E. Baliari-Soust



Dorfkapelle in Luserne

## Luserner um ihr Schicksal besorgt

Die Luserner – mit ihrem Bürgermeister Luigi Nicolussi-Castellan an der Spitze – kämpfen um ihre eigene zimbriische Kultur. Bis 1918 gab es in Luserne eine deutsche Volksschule. Diese wurde nach dem Ersten Weltkrieg sofort verboten.

Unter Druck gesetzt, wanderten mehrere Luserner nach Südtirol und nach Österreich aus. Der berühmteste Nachkomme dieser Berggemeinde ist der bekannte Kämpfer für die Erhaltung der deutschen Sprache in Südtirol, Univ.-Prof. Dr. Eduard Reut-



Alte Bäuerin bei der Arbeit

Nicolussi. Da auch er sich den Bedingungen der politischen Enthaltsamkeit nicht beugen wollte, bewogen ihn seine Freunde 1927, nach Österreich zu fliehen.

1939 optierte der Großteil der Luserner für Deutschland und siedelte sich in Südböhmen an. Im Mai 1945 mußten sie dieses Gebiet unter Verlust ihrer gesamten Habe fluchtartig verlassen. In der Heimat wurden ihre Häuser und Höfe in der Zwischenzeit geplündert und schwerstens beschädigt. Heute wird die zimbriische Sprache im Kindergarten gesprochen. In der Volksschule sind einige Stunden pro Woche vorgesehen. Die Mittelschule besuchen die Luserner in La-fraun/Lavarone, wo der Unterricht in Italienisch gestaltet wird.

Die meisten Jugendlichen müssen nach Abschluß der Schulen auswandern, weil das Dorf fast keine Arbeitsmöglichkeiten bietet. Die ältere Generation schaut mit Besorgnis in die Zukunft, sie fürchtet um ihre zimbri-sche Heimat. Heute gibt es in Lusern



Grass aus der deutschen Sprachinsel Luserna  
*Die Kirche in Lusern vor der Zerstörung*  
*1915*

Die Kirche in Lusern vor der Zerstörung



(Porten) *Mariaplatz mit der Pfarrkirche,  
 St. Karl und St. Anton*

Vignetten von Roberto E. Baliari-Soust

zweisprachige Hinweistafeln, auch die Namen der Dorfstraßen und des Platzes sind zweisprachig. Aber das ist zu wenig. Wie zu hören war, werden in diesem Jahr nur drei Kinder die zimbriische Kinderstätte besuchen. Im Bild: Die Zeit scheint in Lusern stehen geblieben zu sein. Diese Frau spricht deutsch. Ob ihre Kindeskin-der auch noch zimbriisch sprechen werden?

Die »geschlossene Umsiedlung«  
 der Luserner und Fersentaler – oder:  
 Was den Südtirolern erspart blieb

Die Umsiedlung der Südtiroler Optanten in ein geschlossenes Siedlungsgebiet, einst zentrales Moment der propagandistischen Versprechungen Himmlers und der AdQ, wurde mit dem Beginn und der Ausweitung des Krieges zunehmend fragwürdiger. Einerseits blieben Bestrebungen in diese Richtung bei den zuständigen Stellen in Berlin schon im Planungstadium stecken, andererseits ließ die Bereitschaft zur Umsiedlung bei den Südtirolern selbst zusehends nach. Nichtsdestoweniger führte die ADERSt im Frühjahr 1942 die Umsiedlung der Fersentaler und Luserner als Generalprobe für die geplante geschlossene Ansiedlung der Südtiroler durch. An diesem Beispiel, mit dem der deutsche Umsiedlungsapparat Erfahrungen für die totale Umsiedlung der Südtiroler sammeln wollte, wird deutlich, was auf diese im Fall einer Realisierung des Vorhabens zugekommen wäre.

Der Geltungsbereich des deutsch-italienischen Umsiedlungsabkommens vom Herbst 1939 erstreckte sich außerhalb der Provinz Bozen auch auf die gemischtsprachigen Gebiete (zone mistilingui) der Provinzen Trient, Belluno und Udine; die deutschen Sprachinseln (nuclei tedeschi) kamen darin allerdings nicht vor. Sie waren nach Darstellung von SS-Sturmbannführer Dr. Wilhelm Luig, dem Leiter der ADERSt in Bozen, durch ein redaktionelles Versehen bei der Festlegung der Abwanderungsrichtlinien in Rom aus dem Umsiedlungsvertrag herausgefallen. Im Gegensatz dazu hat Präfekt Giuseppe Mastromattei immer bestritten, jemals eine Optionsberechtigung für diese Gebiete zugesagt zu haben. Eine Einigung mit ihm und seinem Trienter Amtskollegen kam in dieser Frage trotz mehr-



*Sankt Kolumban  
 (Brental)*

*R.E.*



Lusern 1942

maliger Vorsprachen Luigs im Herbst 1939 nicht zustande. Erst in den letzten Tagen des Jahres 1939 gelang es Luig, vom Vertreter der italienischen Regierung wenigstens für die beiden deutschen Sprachinseln Lusern und das Fersental die Zulassung zur Option zu erreichen.

Das Fersental (Val dei Mocheni), d. h. die Gemeinden Palai, Florutz, Gereut und Eichleit sowie die Gemeinde Lusern waren fast ausschließlich deutschsprachig und mehrheitlich von Kleinbauern und Handwerkern bewohnt. In der Bevölkerung waren zudem traditionell die Saisonarbeit und der Wanderhandel weit verbreitet. Dadurch bestanden gute Kontakte auch zu Bozner Handelshäusern, etwa dem Haus Eccel, bei dem die Fersentaler sich mit Stoffen für den Hausiererhandel und wohl auch mit Nachrichten über die Vorgänge in Südtirol versorgten. Nachdem in den dreißiger Jahren zahlreiche Bewohner der beiden Sprachinseln auch im Deutschen Reich Arbeit gesucht hatten, waren die dortigen Verhältnisse im Fersental und in Lusern ebenfalls weitgehend bekannt. — Es ist daher anzunehmen, jedoch nicht belegt, daß die Initiative zur Aufnahme in den Kreis der Optionsberechtigten von Vertretern der Luserner und Fersentaler Bevölkerung selbst ausgegangen ist. Dafür spricht auch die Tatsache, daß nicht der Gesandte Otto Benc, der als Vertreter der Deutschen Reichsregierung, für die Verhandlungen mit den italienischen Stellen zuständig gewesen wäre, ihre Zulassung zur Option durchsetzte, sondern Wilhelm Luig als Leiter der ADERSt in Bozen. Er erreichte, mehr oder weniger im Alleingang und nach mehreren Gesprächen mit Unterstaatssekretär Guido Buffarini-Guidi Ende Dezember 1939 die Einbeziehung der Fersentaler und Luserner in die Optionsvereinbarungen.

Dabei sollten allerdings nur jene als Optanten anerkannt werden, die ihre Erklärung noch rechtzeitig bis zum 31. Dezember 1939 abgaben. Allen anderen sollte lediglich erlaubt sein, einen Antrag auf Verleihung der deutschen Staatsbürgerschaft zu stellen, deren Erwerb dann aber auf dem normalen Amtsweg der Einbürgerung erfolgen sollte. Von Italien wurden diese verspäteten Ansuchen nicht als Optionen im Sinn der Verträge vom Oktober 1939 anerkannt, weshalb die Betroffenen auch nicht in den Genuß der wirtschaftlichen Sonderbestimmungen kamen; die Italiener verpflichteten sich also nicht dazu, den Besitz dieser Optanten abzulösen und zum vereinbarten Sonderkurs zu transferieren. Die Deutschen sagten hingegen die Abwick-

lung und Bezahlung der Umsiedlung, die Übernahme des zurückzulassenden, unbeweglichen Eigentums durch die DUT und die Entschädigung durch einen gleichwertigen Besitz im Deutschen Reich zu. Außerdem wurde zwischen Wilhelm Luig und Guido Buffarini-Guidi mündlich vereinbart, daß die Umsiedlung der Luserner und Fersentaler erst nach der Abwanderung aller Südtiroler Optanten durchgeführt werden sollte.

Nach der Abschlußstatistik des RKFDV vom 10. November 1943 hatten sich einschließlich der Familienangehörigen insgesamt 830 Fersentaler und 408 Luserner zur Option gemeldet — das entsprach jeweils rund einem Drittel der Bevölkerung. Die ersten Optionsgesuche waren bereits in den letzten Dezembertagen des Jahres 1939 bei der ADERSt in Bozen eingereicht worden. — Tatsächlich mußten alle Luserner und Fersentaler Optanten in Bozen ihre Anträge abgeben, da die Italiener nicht bereit waren, die entsprechenden Formulare in den jeweiligen Gemeindeämtern aufzulegen. Die Bewohner von Palai im Fersental haben nach Angaben der ADERSt vollzählig für das Deutsche Reich optiert, wobei die dafür notwendige Reise nach Bozen laut einem Bericht von Wilhelm Luig so verlief: »Aufbruch 1:00 Uhr nachts; 4 bis 5 Stunden Fußmarsch durch Schnee, dann Eisenbahnfahrt; Ankunft in Bozen gegen 10:00 Uhr. Ab gegen 16:00 Uhr, Ankunft daheim nach nächtlichem Fußmarsch bergauf, 1:30 Uhr anderntags.« Im Gegensatz zu seinen Vereinbarungen mit Buffarini-Guidi entwickelte Wilhelm Luig im Jänner 1940 einen Plan, in dem die geschlossene Umsiedlung der Fersentaler und Luserner als Beispiel für eine gebietsweise Abwanderung der Südtiroler dienen sollte; damit wollte er Erfahrungen für die Umsiedlung der Südtiroler in das vorgesehene geschlossene Siedlungsgebiet sammeln.

Etwa zur gleichen Zeit aber durchkreuzte der Kreisleiter von Lienz diesen Plan, indem er Bauarbeiter aus Lusern anforderte, um die Wohnbauten für die Umsiedler aus Südtirol in seinem Kreis möglichst schnell durchführen zu können. Auch bei der ADERSt verfolgte man zunächst das Projekt des Hauptstellenleiters nicht weiter, sondern befürwortete die Einzelumsiedlung Südtiroler Optanten entsprechend dem Bedarf und den Möglichkeiten im Dritten Reich. So wanderten im Juni und Juli 1940 auch 91 Fersentaler in das Deutsche Reich ab, wogegen der neue Präfekt von Bozen, Agostino Podestà, allerdings heftigen Protest einlegte, da diese vorzeitigen Einzelabwanderungen nicht den getroffenen Vereinbarungen entsprachen.



Palai im Fersental 1942

23. 5. 1915: Pfingstsonntag war ich abends bis halb 9 Uhr in der Kirche mit Beichthören beschäftigt. Als ich aus der Kirche trat, stand vor dem Widum Gendarmerie-Wachtmeister Nicoletti; er grüßte und meldete: Ich muß Ihnen eine ernste Mitteilung machen: Wir haben Kriegszustand; das bedeutet für das Dorf: Kein Rauch, kein Feuer darf gesehen werden und die Personen dürfen sich im Freien nicht blicken lassen; Glockenläuten ebenfalls verboten. Ich verstand und entgegnete: damit ist wohl gesagt, daß die Bevölkerung fort muß. — Ja! So ist es.

24. 5. Pfingstsonntag verkündete ich bei der Frühmesse: Kriegszustand! Aus dem Dorf müssen alle fort. — Ich aber werde zurückbleiben für unsere Standschützen und Arbeiterabteilungen. Wenn sie mich in Friedenszeiten gebraucht haben, dann brauchen sie mich in Kriegzeiten erst recht. Etwa 5-6 Familien machten sich während des Tages auf und wanderten — ein Bündel Kleiderstücke mittragend — hinaus gegen Lavarone. Am Abend waren sie aber wieder zurück. 'Wenn wir schon auswandern müssen, bleiben wir alle zusammen.' (Am nächsten Tag lag Lusern im Artilleriefeuer, durch welches zwei Frauen schwer verletzt wurden.) Unbeschreibliche Aufregung unter der Bevölkerung: Weinen, Schreien, Heulen von Kindern und Weibern. Die Leute rafften eiligst zusammen, was ihnen an Leibwäsche und Kleidern in die Hände kam, packten es in ein Tuch oder Rucksack und machten sich so schnell, wie sie nur konnten, auf die Flucht: Die einen auf der Straße, wo sie Mühe hatten, durch die bei den Ständen vor der Kirche aufgestellten spanischen Reiter hindurchzukommen. Auf den einzigen Leiterwagen, der zur Verfügung stand, legte man die zwei Verwundeten, eine Frau im Wochenbett mit 8 Tage altem Kind und einen alten gehbehinderten Mann 'vo dar Tötsch'. Die anderen flüchteten über Costalta. (...)

In den folgenden Monaten wurde es etwas stiller um die Fersentaler. Es kam zwar immer wieder zu Einberufungen von Optanten aus beiden Sprachinseln zum italienischen Heer, da die Militärbehörden ebensowenig wie das italienische Wanderungsamt von den Vereinbarungen zwischen Wilhelm Luig und Guido Buffarini-Guidi wußten. Die deutschen Stellen protestierten regelmäßig dagegen, worauf die Einberufenen meist sofort aus dem italienischen Militärdienst entlassen wurden, unternahmen aber weiterhin nichts, um eine Umsiedlung der Luserner und Fersentaler durchzuführen oder vorzubereiten. Zu Weihnachten 1940 machten die Fersentaler selbst mit einer Spende an die Deutsche Wehrmacht auf sich aufmerksam, indem sie in einem Begleitschreiben an die ADERSt ihre Hoffnung auf eine baldige Umsiedlung zum Ausdruck brachten.

Im Frühjahr 1941 ging Wilhelm Luig daran, die Umsiedlung der Luserner und Fersentaler langsam aber kontinuierlich vorzubereiten: Er betrachtete diese Aktion als seine ureigene Sache, behielt sich die Behandlung der damit im Zusammenhang stehenden Fragen persönlich vor und ordnete an, daß ohne seine Zustimmung in dieser Angelegenheit nichts unternommen werden dürfe. Im März 1941 erbat er vom RKFdV die Zusicherung über eine entsprechende Besitzzuweisung für die Fersentaler und Luserner in einem neuen Siedlungsgebiet. Gleichzeitig gab er Anweisung, die Besitzaufnahme in den beiden Sprachinseln beschleunigt durchzuführen. Während von Berlin die Übernahme und Entschädigung des zurückzulassenden Besitzes bestätigt wurde, blieb die Antwort auf die Frage nach einem möglichen Ansiedlungsgebiet aus. Dennoch unternahm Luig alle Schritte, um eine Umsiedlung möglichst bald durchführen zu können, zumal die Abwanderungsbereitschaft der Bewohner in den beiden betroffenen Sprachinseln, wie auch in Südtirol, zusehends nachließ. Eine erfolgreiche Umsiedlung der Luserner und Fersentaler sollte deshalb auch die ins Stocken geratene Umsiedlung der Südtiroler wieder in Gang bringen und nicht zuletzt zur Erfüllung der vereinbarten Abwanderungszahlen beitragen. Vor diesem Hintergrund waren auch die italienischen Stellen mit dem Vorhaben Luigs einverstanden.

Im September 1941 ließ Wilhelm Luig den Lusernern und Fersentalern mitteilen, daß sie noch im Herbst abwandern sollten. Am 1. Oktober wurde im Fersental eine Verbindungsstelle der DAT zur Regelung der Vermögensfragen eingerichtet.

Die Luserner und Fersentaler weigerten sich allerdings, be-

reits zu diesem Zeitpunkt zu gehen; sie hatten gerade erst ihre Ernte eingebracht und die Vorräte für den Winter eingelagert. Einige Vertreter der Optanten aus dem Fersental und aus Lusern fuhren deshalb nach Bozen, um in einer Unterredung mit dem Leiter und anderen Vertretern der ADERSt eine Änderung herbeizuführen. Luig teilte ihnen jedoch mit, daß der Zeitpunkt ihrer Abwanderung günstig gewählt sei und stellte ihnen eine geschlossene Ansiedlung in der Nähe von Marburg in der Südsteiermark in Aussicht. — Ihre Ansiedlung sollte nämlich, ebenso wie die der Kanaltaler, nicht zusammen mit den Südtirolern in einem geschlossenen Siedlungsgebiet erfolgen, da sie in den Augen des Hauptstellenleiters der ADERSt nicht zu den Südtirolern gerechnet werden konnten.

Auch die Führung der AdO protestierte in den folgenden Monaten gegen diesen Standpunkt wie gegen das Vorhaben selbst mit der Begründung, im «Kampf für die Erhaltung des Deutschtums in Südtirol» seien die Luserner und die Fersentaler stets an der Seite der Südtiroler gestanden. Luig akzeptierte aber weder die Einwände der AdO, noch gestattete er ihren Mitarbeitern die Betreuung der Bevölkerung der beiden Sprachinseln. Schließlich aber erreichten deren Vertreter selbst von Luig die Zusicherung, den Zeitpunkt der Umsiedlung zu verschieben.

Mit dieser Zusage kam der ADERSt-Leiter jedoch kurze Zeit später in arge Bedrängnis, denn noch im Oktober erhielt er von seiner vorgesetzten Dienststelle in Berlin die Anweisung, die Luserner «zum Einsatz» zu bringen. Ihre Umsiedlung sollte «in der üblichen Weise» über die Umsiedlungsstelle und das Landesarbeitsamt in Innsbruck erfolgen. In seinem Schreiben wies der RKFdV auf die besondere Dringlichkeit dieser Aktion hin, die mit der Umsiedlung der Grödner in engem Zusammenhang stand. Denn erstens bestand ein besonders starkes politisches Interesse, die Umsiedlung der Grödner so schnell und so reibungslos wie möglich durchzuführen, und zweitens wurden Arbeitskräfte für die Errichtung der dafür benötigten Wohnhäuser in Kärnten gebraucht. Deshalb sollten die Umsiedler aus Lusern, soweit Bauarbeiter, geschlossen in Kärnten «zum Einsatz» gebracht werden.

Die Dringlichkeit der Abwanderung wurde jedoch nicht nur aus Berlin angezeigt, sondern auch von italienischer Seite, wo Präfekt Podestà auf die Einhaltung der vereinbarten Abwanderungszahlen drängte.

Aus dieser Lage, den Forderungen deutscher und italienischer Dienststellen ausgesetzt und gleichzeitig den Luser-

Bei der Drahtseilbahn traf ich noch die meisten Luserner. Ich entbot ihnen Abschiedsgrüße und versprach, auf die zurückbleibenden Luserner Standschützen und Arbeiter fleißig zu achten. Dem Gemeindevorsteher gab ich den Rat, mit allen Luserner Flüchtlingen, wenn möglich, bis Innsbruck zu fahren; dort bei der Statthalterei vorzusprechen und Weisungen zu holen, wo die armen Flüchtlinge nun untergebracht werden können. Es hieß weiterfahren! Und es ging weiter über Salzburg, Linz, Budweis, Prag, Leitmeritz bis Aussig in Nordböhmen. Da mußte endlich Halt gemacht werden, denn man war nicht mehr weit von der sächsischen Reichsgrenze. (...)

Wie man erfuhr, bekamen die armen Luserner erst in Salzburg etwas Warmes in den leeren Magen! Der gute Gemeindevorsteher machte auf dieser langen Fahrt schwere Stunden durch: Klagen und Weinen anhören zu müssen und wohl auch manchen Vorwurf, daß er nicht instande gewesen, sich energischer für sie einzusetzen. Aber da galt sein Vorsteher sein nichts, auch er war Flüchtling wie die übrigen. — Nach Verabschiedung von meinen armen Seelsorgskindern bei der Seilbahn ging ich zurück hinauf nach Costalta.»

(Aus: Der Weltkrieg 1914-1918. Erlebtes und Erlauschtes, aufgezeichnet von Josef Pedratscher, Kurat von Lusern und Feldkurat, Manuskript)



Dorfansicht, Palai im Fersental

nern und Fersentalern im Wort stehend, befreite sich Wilhelm Luig am 22. Oktober 1941 mit einem Schreiben an den RKFdV, in dem er ausführlich die Situation im Fersental und in Lusern schilderte. Geradezu dramatisch hob er darin die Unmöglichkeit einer Umsiedlung zum gegenwärtigen Zeitpunkt hervor: «Mein Zweigstellenleiter Bozen, der soeben von einer zweitägigen Besichtigungsfahrt durch Lusern und das Fersental zurückgekehrt ist, berichtet mir, dass der Zeitpunkt zur Herausnahme der dortigen Optanten in diesem Jahr verpasst ist. Die Zufahrtstrassen, die von LKW im Sommer auch nur mit Vorsicht befahren werden können, sind durch den inzwischen eingetretenen Frost vielleicht noch mit PKW befahrbar, für LKW aber bereits soweit unpassierbar, dass der örtliche Bote, der die Verbindung dieser Gemeinden mit der Aussenwelt aufrecht erhält, seinen LKW in die Wintergarage eingestellt hat und mit Maultierwagen fährt. Der Abtransport des Umzugsgutes würde also jetzt auf unverhältnismässig grosse Schwierigkeiten stossen und könnte durch täglich zu erwartenden Schneefall völlig unmöglich gemacht werden.» Auch waren die Arbeiten der deutschen Wertfestsetzungskommission nicht genügend weit fortgeschritten; im Fersental hatte die DAT die Entwirrung der sehr verwickelten vermögensrechtlichen Verhältnisse nicht abgeschlossen und in Lusern noch nicht einmal begonnen. Ein weiteres Hindernis für eine schnelle Umsiedlung war die noch immer nicht geklärte Frage der Ansiedlung. Luig erinnerte das Stabshauptamt des RKFdV an seine Anregung, «das Lager Hallein im Gau Salzburg als Zwischenunterkunft für die Luserner und Fersentaler zu bestimmen», wogegen Vertreter der beiden Sprachinseln keine Einwände gehabt hätten. Es sei lediglich ganz allgemein der Wunsch der Bauern feststellbar, «erst im Frühjahr zur Umsiedlung gebracht zu werden, da die Jahreszeit jetzt schon zu weit vorgerückt ist, und die Leute sich mit den Wintervorräten, wie Brennholz, Schweine usw., eingedeckt haben».

Aus all diesen Gründen erbat Luig die Zustimmung für die Umsiedlung der Fersentaler und Luserner nach der Schneeschmelze im März oder April 1942 und erbot sich, diese Änderung auch den italienischen Stellen verständlich zu machen. Für die Wintermonate schlug er vor, mit einigen Männern aus den beiden Gebieten das Lager Hallein in Augenschein zu nehmen. In der Zwischenzeit werde man auch die gesamte Bevölkerung auf den Einzug nach Hallein vorbereiten und die ganze Aktion könne dann in den ersten 14 Tagen nach der Schneeschmelze abgewickelt

«Jetzt kriegen wir einen Bauernhof — und wenn wir uns halt recht verhalten, dann gehört der Bauernhof uns!» (Interview Rosa Ochner, geb. 1913, aus St. Franz; TLI)

werden.

Wilhelm Luig teilte diesen Sachverhalt auch Unterstaatssekretär Guido Buffarini-Guidi mit, worauf sich dieser mit der Umsiedlung der Luserner und Fersentaler im Frühjahr 1942 einverstanden erklärte. Das Stabshauptamt des RKFdV gab Mitte November ebenfalls seine Zustimmung zu Luigs Vorschlägen. Es trug ihm aber auch auf, sich mit dem Gauleiter von Oberdonau, August Eigruber, in Verbindung zu setzen, der bis zu 2000 Südtiroler, «vorwiegend Fassaner, Luserner und Fersentaler in seinem Gau aufzunehmen wolle».

Vor dem Hintergrund der Schwierigkeiten, die mit den Italienern vereinbarten Abwanderungszahlen einzuhalten, hätten also die Luserner und Fersentaler zusammen mit den Grödnern im Herbst 1941 gleichsam als Lückenbüßer für jene Südtiroler dienen sollen, die immer weniger dazu neigten, ins Deutsche Reich umzusiedeln. Bezeichnenderweise fragte Wilhelm Luig nicht lange, was mit den Lusernern und Fersentalern nach ihrer Abwanderung geschehen sollte; es genügte ihm zunächst, ihre Aussiedlung in die Wege geleitet und sie in einem Lager untergebracht zu haben.

Am 28. März 1942 setzte die ADERSt die letzten Apriltage für die Umsiedlung der Luserner und Fersentaler fest. Zur gleichen Zeit unternahmen acht Vertreter aus dem Fersental und drei aus Lusern an einer Besichtigungsreise teil, die sie in das Lager Hallein und nach Budweis führte. Denn das Gebiet im Budweiser Becken, das verwaltungsmässig zwar zum Reichsprotektorat Böhmen und Mähren, politisch aber zum Gau Oberdonau gehörte, hatte Gauleiter August Eigruber für ihre Ansiedlung ins Auge gefasst. — Den Lusernern war Böhmen nicht unbekannt, waren sie doch schon einmal dorthin «umgesiedelt» worden: Im unmittelbaren Frontbereich liegend war das Dorf am 25. Mai 1915 evakuiert und die Bevölkerung nach Nordböhmen gebracht worden; bei der Rückkehr Ende Februar 1919, hatten die Luserner ein zerstörtes Dorf und verwüstete Felder vorgefunden; der Wiederaufbau hatte bis 1924 gedauert. Die Eindrücke von dieser Besichtigungsreise waren bei den Vertrauensleuten zwiespältig; vorhandene Bedenken zerstreute Wilhelm Luig jedoch bei einem anschließenden Besuch im Fersental persönlich und ließ, ohne weitere Zeit zu verlieren, die Vorbereitungen für die bevorstehende Abreise treffen.

In den Apriltagen hatten die Abwanderer dann alle Hände voll zu tun. Die Möbel und der Hausrat wurden in Kisten



Auswandererfamilie aus Palai

«Das ist ja ein Blödsinn gewesen! Unsereiner geht hinaus ins Tschechenland und meint, ja das — der Hitler — das gehört euch, uns jetzt! Viele haben sich das wirklich eingebildet!» (Interview Rosa Ochner, geb. 1913, aus St. Franz; TLI)

verpackt und auf Holzschlitten und Maultierwagen zu bestimmten Sammelplätzen gebracht. In sehr vielen Fällen mußten die Umsiedler selbst ihr Hab und Gut auf dem Rücken auf schmalen Saumpfaden und über vereiste Holzbrücken zu den Sammelstellen bringen. Von dort aus wurde das Umsiedlungsgut auf Lastautos verladen und zum Bahnhof nach Pergine gebracht. Dabei wurde sehr vieles vom Eigentum der Umsiedler beschädigt oder gestohlen, weil auf den unwegsamen Straßen das Transportgut öfters



Der Sammelplatz für die Umsiedler in Lusern

umgeladen und zeitweise ohne Aufsicht am Wegrand abgestellt werden mußte.

Ihren unbeweglichen Besitz hatten die Umsiedler gegen die Zusicherung einer wertgleichen Entschädigung im Reich bereits der DAT übergeben. Er war mit insgesamt rund 21 Millionen Lire verhältnismäßig niedrig geschätzt worden — wohl auch in der Absicht, ihn doch noch den Italienern weitergeben zu können. Nachdem sich allerdings keine italienischen Käufer fanden, ließ sich die DAT ihre Eigentumsrechte grundbücherlich verbriefen.

Am Bahnhof in Pergine wurde das Umsiedlungsgut in 54 Eisenbahnwagons verladen und nach Hallein transportiert. Am 21. April 1942 reisten 478 Fersentaler und am 24. April 192 Luserner mit einem Sammelreisepaß ebenfalls nach Hallein in das Zwischenlager.

321 Personen, ausschließlich besitzlose Luserner und Fersentaler, hatten bereits als Einzelabwanderer ihre Heimat



Möbel und Hausrat werden von den einzelnen Fraktionen zum Sammelplatz nach Palai gebracht.



Der Sammelplatz für die Umsiedler  
in Palai



verlassen und waren in Tirol und Vorarlberg angesiedelt worden. 237 Optanten verweigerten eine Umsiedlung zu diesem Zeitpunkt, andere standen noch im italienischen Heer oder waren aus Krankheitsgründen zurückgeblieben. In Hallein wurden die Umsiedler in Baracken untergebracht und von einer Großküche versorgt, deren Kost allerdings sehr zu wünschen übrig ließ. Das Lager verfügte über eine Schule, einen Kindergarten und ein Lazarett. Im Sommer wurde den Erwachsenen, sofern sie nicht bereits zur Wehrmacht einberufen worden waren, theoretisch-landwirtschaftlicher Unterricht erteilt.

Das untätige Warten auf die bevorstehende Ansiedlung sowie Kontakte zu Umsiedlern aus der Bukowina, die schon seit zwei Jahren im Lager Hallein waren und von ihren Erfahrungen mit reichsdeutschen Versprechen ausführlich erzählten, trug in den folgenden Monaten wesentlich dazu bei, daß zahlreiche Fersentaler und Luserner ihren Entschluß zur Umsiedlung bereuten und heimlich wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Im Sommer 1942 wurden deshalb alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Fersentaler und Luserner so schnell wie möglich anzusiedeln. Denn die deutschen Stellen konnten sich bei ihrer Ansiedlung keine Fehler mehr erlauben, wollten sie nicht riskieren, daß die Umsiedlungsbereitschaft bei den Südtirolern noch weiter sank, als dies ohnehin schon der Fall war.



Abschied am Bahnhof in Pergine



Die Ansiedlung der im Lager befindlichen Familien war jedoch nicht so einfach, wie es zunächst schien. Zwar standen im Budweiser Becken 80 Höfe zur Verfügung, die zum Großteil »arisiert« oder den tschechischen Vorbesitzern aus politischen Gründen genommen worden waren, und weitere 70 sollten noch bereitgestellt werden, doch kamen die deutschen Stellen mit ihren rassen- und siedlungspolitischen Vorstellungen in ein Dilemma. Im Sommer 1942 äußerten die Reichspropagandaleitung wie die Partei-Kanzlei in München Bedenken gegen eine Ansiedlung der Fersentaler und Luserner im Budweiser Becken. Denn erstens würden sie einen rassistisch außerordentlich minderwertigen Eindruck machen und zweitens könnten sie sich in ihrer Sprache mit der deutschen Bevölkerung kaum verständigen, weshalb sie zur Stärkung des Deutschtums in der Protektoratssprachinsel Budweis ungeeignet seien. Die genannten Stellen legten dem RKFdV deshalb nahe, eine »entsprechend rigorose Auslese« vorzunehmen. Andererseits hielt man die Südtiroler für eine Ansiedlung auf den Höfen im Budweiser Becken besonders geeignet, weil sie nicht aus dem slawischen Grenzgebiet kommen, aber selbst im Volkstumskampf gestanden seien. Trotz dieser Bedenken wurde vom RKFdV am 10. August 1942 das Budweiser Becken als Ansiedlungsgebiet für die Luserner und Fersentaler bestimmt.

Während der Vorbereitungen für die Übernahme der Höfe im Protektorat, flüchteten immer mehr Umsiedler aus dem Lager. Die Bedingungen des langen Lageraufenthaltes hinterließen bei zahlreichen Umsiedlern psychische und physische Spuren. Viele litten unter einem »Lagerkoller«, wie es

in den amtlichen Berichten hieß, und wollten unter allen Umständen wieder in ihre Heimat gebracht werden. 13 Familien verweigerten die Ansiedlung im Budweiser Becken und wurden in ein bewachtes Lager nach Oberschlesien gebracht. Der Großteil der Luserner, meist Handwerker, wurde in Vorarlberg angesiedelt, während bis Ende 1942 erst 41 Familien im Budweiser Becken einen Hof erhalten hatten. Von den restlichen noch anzusiedelnden 95 Familien waren nach Einschätzung des Bodenamtes in Prag nur 30 ansiedlungsfähig, »da die anderen körperlich und geistig minderwertig sind«. Diese Einschätzung teilte auch das rassenpolitische Amt in Salzburg, das Anfang 1943 die noch im Lager befindlichen Umsiedler untersucht hatte. Tatsächlich wurden in den folgenden Monaten aus »erbgesundheitlichen« Gründen, wie die NS-Stellen sich ausdrückten, drei Familien nicht mit ihren ehemaligen Talbewohnern angesiedelt.

In Zugzwang kamen die deutschen Stellen, als das Lager Hallein bis zum 15. März 1943 geräumt werden mußte.



Im Lager Hallein

Deshalb wurden zunächst die noch verbliebenen Luserner Familien im Gau Salzburg untergebracht, während der Rest der Lagerinsassen in der Nähe von Budweis wiederum in Baracken eingewiesen wurde. Die Ansiedlung im Budweiser Becken selbst wurde dagegen nur langsam vorangetrieben, »damit aus politischen Gründen unter den Tschechen keine unnötige Beunruhigung hervorgerufen wird«. Andere Aufnahmemöglichkeiten, etwa im Gau Tirol-Vorarlberg, gab es nicht, weil dort keine Unterbringungsmöglichkeiten vorhanden waren.





Besichtigung eines Bauernhofes für Fersentaler Umsiedler in Berlau im Budweiser Becken

Die Ansiedlung der letzten noch in Lagern lebenden Fersentaler wurde im Sommer 1943 durchgeführt und am 10. November lag beim RKFdV der Abschlußbericht über die gesamte Aktion vor, worin die betroffenen Menschen endgültig zu Zahlenmaterial reduziert wurden:

«Im Budweiser Becken angesiedelt:	523 Personen
In Vorarlberg angesiedelt:	84 Personen
Im Einzelsatz (bei Verwandten als Kranke und Nichtmehrreinsatzfähige):	10 Personen
Im Vomi-Lager Ustron (Ansiedlungsverweigerer):	42 Personen
Nach Italien illegal Zurückgekehrte:	11 Personen
Insgesamt:	670 Personen»

Wer einen Hof zugewiesen erhielt, bekam ihn freilich nicht als Eigentum, sondern gewissermaßen in Verwaltung; er wurde vom Bodenamt in Prag für seine Arbeit bezahlt. Von einer wertgleichen Besitzentschädigung im Ansiedlungsgebiet konnte keine Rede sein! Darüberhinaus mußten die Familien, die auf einem Hof angesiedelt wurden, diesen häufig ohne das Familienoberhaupt bewirtschaften, da die meisten Männer zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Oft waren sie auf die Hilfe der tschechischen Nachbarn angewiesen, in nicht wenigen Fällen auch auf die Mitarbeit der ehemaligen Besitzer, sofern diese in ihrem Heimatort hatten bleiben dürfen. Betreut wurden die Umsiedler von den Parteiorganisationen der NSDAP, besonders von Vertretern des Reichsnährstandes oder des Bodenamtes.

Die deutschen Stellen befürworteten auch eine soziosorgliche Betreuung der Umsiedler und schlugen dafür den Südtiroler Pfarrer Dr. Hans Dejaco vor, einen der »weltanschaulich zuverlässigsten Priester«, wie vom Stabshauptamt des RKFdV versichert wurde.

Wer von den Umsiedlern geglaubt hatte, im Budweiser Becken eine neue Heimat gefunden zu haben, wurde gegen Kriegsende eines Besseren belehrt. Mit dem Heranrücken der Front suchten die deutschen Dienststellen des Protektorats das Weite und überließen die Luserner und Fersentaler in einer ihnen fremden und keineswegs freundlich gesinnten Umgebung ihrem Schicksal. Der Haß der zuvor unterdrückten Tschechen schlug ihnen nun offen entgegen. Anfang Mai 1945 schließlich verließen sie fluchtartig und unter Zurücklassung ihrer gesamten, drei Jahre vorher erst mitgebrachten Habe die Höfe. Unter Führung von Pfarrer Dejaco gelangten sie meist zu Fuß und nach großen Anstrengungen bis Innsbruck, mit Hilfe der Alliierten und des Nationalen Italienischen Befreiungskomitees CLN erreichten sie bereits im Laufe des Sommers 1945 wieder Luserner und das Fersental.

Von den italienischen Behörden wurden diese Rückkehrer anstandslos wieder als italienische Staatsbürger anerkannt, zumal sie 1942 nicht aus den Staatsbürgerschaftslisten gestrichen worden waren, also ihre italienische Staatsbürgerschaft nie verloren hatten. Sie konnten auch ihren ursprünglichen Besitz wieder übernehmen, der freilich oft beschädigt und ausgeplündert war.

Anders war die Lage jener Umsiedler, die nach der Option einzeln abgewandert und 1945 in Österreich geblieben waren. Ihr Besitz, den sie 1942 der DAT gegen das Versprechen einer wertgleichen Entschädigung übergeben hatten,

wurde 1946 vom italienischen Staat als deutsches Eigentum beschlagnahmt und der treuhändischen Verwaltung eines Trienter Rechtsanwalts übergeben. Erst 1949 wurde ihnen formal das Recht eingeräumt, ihre ehemaligen Liegenschaften, ohne Anspruch auf Entschädigung für die mittlerweile erfolgten Zerstörungen und Plünderungen, wieder zu übernehmen — vorausgesetzt, sie waren in die Heimat zurückgekehrt und hatten die italienische Staatsbürgerschaft wieder erlangt. Dies aber war ihnen auf normalem Weg, also analog den Rückoptionen der Südtiroler und der Kanaltaler, nicht möglich; das italienische Dekret vom 2. Februar 1948 über die Rückoptionen wurde nur auf Optanten aus dem Vertragsgebiet des Jahres 1939 angewendet. — Nach einer Erhebung vom Herbst 1957 warteten damals in Österreich noch immer 53 Familien, insgesamt rund 250 Luserner und einiger Fersentaler, auf eine Entschädigung. Erst im Lauf der sechziger Jahre konnte von der Bundesrepublik Deutschland, als Rechtsnachfolgerin des Dritten Reichs in den Augen der Luserner und Fersentaler auch für die Verpflichtungen der DAT zuständig, eine solche erreicht werden.



Die Höfe, die den Umsiedlern zugewiesen wurden, waren voll eingerichtet: In den Ställen stand das Vieh und auch Arbeitsgeräte und Maschinen, deren Gebrauch die neuen Besitzer allerdings erst erlernen mußten, waren vorhanden.

«Man fühlt es noch nicht einmal so, nein, — das sieht man erst hinterher, wie schlimm das war! Aber wenn man drinnen ist, schaut man, daß man sich weiterwarsteln kann, irgendwie, daß es wieder weiter geht!»  
(Interview Rosa Ochner, geb. 1913, aus St. Franz; TLI)

Quelle: aus „Option Heinert“ ÖBV Wien

Vergleiche auch „Hans Mirtes: Die Aussiedlung der Fersentaler nach Böhmen und ihre Rückkehr in die alte Heimat“ in „Cimberland Heft 5 (1985) Seite 421 ff.“

## Wanderungen im „italienischen Oberbayern“

### Eindrücke eines Cimbernfreundes aus dem Ruhrgebiet

Wer je mehrwöchige Wanderungen durch die Alpen gemacht hat, ohne Auto, nur mit dem Rucksack, sich allein auf seine Beine verlassend, wird immer wieder die Sehnsucht danach verspüren. So war es in diesem Herbst Anfang Oktober auch bei mir. Vergessen die unvermeidlichen Ärgernisse wie kaputte Füße durch die ungewohnten Bergstiefel, der schwere Rucksack, das manchmal beängstigende Alleinsein und die Stille, vielleicht auch ungünstiges Wetter.

Was will ich mit „italienischem Oberbayern“ sagen? Nun, ich meine die Berglandschaft, die sich nach Norden an die oberitalienische Tiefebene anschließt, sozusagen das Spiegelbild zu Oberbayern, wenn auch landschaftlich kaum vergleichbar. Noch mehr eingeschränkt meine ich das Gebiet von der Etsch bis zum Monte Grappa, die Bereiche deutscher Besiedlung im frühen Mittelalter.

Vieles davon hatte ich bereits erwandert, aber manches unterblieb auch in der Vergangenheit aus Zeit- oder Wettergründen, und das Gebiet zwischen den 13 und den 7 Gemeinden war mir noch fast ganz unbekannt. Einen Berg- oder Wanderführer braucht man dafür nicht unbedingt, es gibt ihn auch nicht in deutscher Sprache. Viel schmerzlicher ist das Fehlen eines deutschsprachigen Führers über Kunst und Lokalgeschichte dieser Region.

So begann ich also am 3. Oktober 1989 meine Wanderung in Ala. Durch das Ronchi-Tal und über den Pertica-Paß ging es ins wohlvertraute Giazza. Der nächste Tag führte mich auf Höhenwegen rund um das Fraselle-Tal und über Campofontana zurück nach Giazza. Nächste Etappe war Recoaro Terme über den Ristele-Paß. Von Recoaro aus waren Recoaro Mille bzw. Oberkempele, Rovigliana, Fongara, und die Contraden westlich von Recoaro die Ziele.

Sonntag war es, als ich von Recoaro über den Passo Xon nach Staro und auf einer ruhigen Nebenstraße über verschiedene Contraden hinunter nach Valli del Pasubio stiefelte. Hier wird wohl kaum ein Wanderer lange verweilen und so war ich bald auf der nördlichen Talseite über Eana in Tretto.

Wer hat schon eine Vorstellung davon, wo Tretto liegt und wie es dort aussieht? Schmellers Bemerkung dazu ist reichlich dürftig: „Auf den nahen Bergen (von Schio) sind drei Häuser, deren jedes Tretto heißt.“ Wer ahnt schon, daß damit drei kleine Dörfer gemeint sind, ganz herrlich am Hang und 500 m über der Tiefebene gelegen, mit Ausichtsbirgen ohnegleichen? So blieb ich hier auch gleich drei Tage, bevor ich über den Passo Xono nach Posina zog.

Der Cimbernfreund weiß, daß der Graf von Posina einst einige seiner Leute zur Besiedlung von Folgaria ausgeschickt hat. Verständlich daher die Neugier für sein Reich. Die Burg des Grafen habe ich nicht gefunden. Es soll in Posina auch nie eine Burg gegeben haben, sagen die Einheimischen. Wo die Burg Tovo lag, von der Caldogno schreibt, daß ihre Umgebung leicht von den Leuten aus Fusine und Laghi gegen die bösen Kaiserlichen zu verteidigen ist, wissen die Götter. Die Karte weist in der Nähe des Passo della Pianella in 748 m Höhe die „Stalle Tovo“ aus, keine schmeichelhafte Bezeichnung für eine Burg und eine Gegend, wo sich Fuchs und Has' Gutenacht sagen.

Von Posina ist es nicht weit nach Arsiero. Nicht gerade ein Urlaubsziel, sollte man meinen. Trotzdem hat es interessante Ausflugsziele.

Von Arsiero nach Roana muß man immer die Straße benutzen. Aber im Spätherbst und am frühen Vormittag ist der Autoverkehr erträglich, zumindest ab Pedescala. Monoton ist allerdings der Abschnitt von Rotzo bis Roana, eine einzige Häuserzeile wie im nordfranzösischen Kohlenrevier. Auch die vielen superschicken Residenzen können den Wanderer nicht froh stimmen. Da ich dieses Gebiet der 7 Gemeinden aber bisher nicht besucht hatte, lag die Route fest.

Die Strecke von Roana nach Lusern könnte man überschreiben mit dem Romantitel „Und ewig singen die Wälder“.

Lusern sollte nur Zwischenhalt sein, um die dortigen Bekannten zu besuchen. Am nächsten Tage ging es über den Vezzana-Paß hinüber zur Porta Manazzo, wo ein Stelg in über 1000 m Abstieg ins



San Giorgio bei Serso

Val di Sella hinunterführt. Wer kennt schon dieses idyllische Tal, das parallel zum Suganertal verläuft und sich bei Borgo ins Suganertal öffnet?

Borgo ist ein schlechter Standort für den Bergwanderer, es sei denn, er will ganz hoch hinauf in die Fleimstaler Berge. Mir war das zuviel. Andererseits gibt es im Tal von Borgo bis Levico keinen Wanderweg. Die Straße zu gehen wäre mörderisch. So nahm ich also den Bus und wanderte von Levico über Tenna zwischen den beiden Seen großenteils auf Feldwegen mit herrlichen Ausblicken in Richtung Pergine, hinter der Burg hinüber nach Zivignago, das Fersental querend hinauf nach Serso und von dort auf dem Giro Casteller ins Tal des Rio Negro. Dort führt eine alte, ungeteerte und langsam verfallende Straße das Tal hinauf nach Falda und damit ist man schon fast in Baselga di Piné.

Es waren mehrere Gründe, die mich zu diesem Weg veranlaßten und nicht zu dem üblichen ins Fersental. Das Fersental kenne ich schon ganz gut, das benachbarte Pine-Tal dagegen nicht. Dazu hatte es mich im Herbst 1988 auch etwas verschreckt, daß Palai fest in der Hand von Scharen bayrischer Trachtler war.

Baselga ist mit Recht eine beliebte Sommerfrische und einen Aufenthalt wert. Zusätzliche Erkenntnis: bei unsicherem oder schlechtem Wetter ist es der bessere und schönere Weg als der E5 über das Fersental.

Mit Baselga hatte ich eigentlich meine diesjährige Wunschliste abgehakt. Das Wetter war aber so schön und die Kondition gut, daß ein Aufhören noch nicht in Frage kam. So ging es weiter über Le Piazze hinüber zu den Erdpyramiden von Segonzano und das Cembra-Tal querend nach Cembra. Der Ort hat drei schöne gotische Kirchen. Spätestens hier stellt man sich die Frage, warum man im Veronesischen und Vicentinischen fast nur Kirchen des 18. Jahrhunderts vorfindet, alle mehr oder weniger gleich aussehend und in einem für den heutigen Geschmack hochmütig kalten Stil, während die Orte, die kirchlich zu Trient gehören, allesamt noch die schönen gotischen Kirchen bewahren.

Die Strecke Cembra-Gfrill auf dem E5 führt nur durch Wald. So schön sie ist, so hat man doch kaum irgendwo Aussicht. In Gfrill wird dem Wanderer bei der Einkehr im Fichtenhof unüberhörbar bewußt, daß er sich in Südtirol sowie im Nahrho-



Bildstock bei Campofontana

lungsgebiet torgelnder Oberbayern befindet. Die Aussicht von Gfrill über das Eischtal ist unbeschreiblich schön.

Von Gfrill nach Auer ist es ein langer Abstieg. Auer selbst ist nicht gerade eine Schönheit, im Unterland aber auch ohne Auto ein günstiger Ausgangspunkt für Wanderungen im Bereich von Kaltern, Tramin, zur Leuchtenburg und zu den Montiggler Seen. Der Schreiber kann es bezeugen. In Auer hat der Wanderer aber auch Eisenbahnan-schluß Richtung Heimat. Leider dauert die Fahrt ins Ruhrgebiet viel zu lange. Selbst mit dem Euro-city sind es von Bozen rund 12 Stunden.

### 1. Ala-Ronchi-Tal-Giazza

Der erste Wandertag von Ala durch das Ronchi-Tal nach Giazza bleibt in ungueter Erinnerung. Wegen Ruhetag gab es im Albergo morgens weder Kaffee noch Frühstück, über 1300 Höhenmeter und der lange Weg waren zuviel für den ersten Tag.

Um die Straße nach Ronchi zu vermeiden, wählte ich den Talweg. Dort ist man allein und immer im Schatten des Waldes. Auf die Dauer ist es aber mo-

noton, daß man überhaupt keine Aussicht hat. Die Absicht in Dorfnähe nach Ronchi hochzusteigen, um Dorf und Kirche zu besichtigen, mißlang, weil der Abzweig nicht zu finden war. Der Pertica-Paß liegt versteckt wie kaum ein anderer. Bis kurz vor der Paßhöhe befindet man sich im Walde ohne es zu wissen, wie weit es noch ist. So trägt der Paß seinen Namen Pertica = Stange (Stangenwald) mit vollem Recht.

Giazza wirkte am späten Nachmittag wie ausgestorben. Nur im Wirtshaus war Hochbetrieb, denn dort wurde umgebaut. Im Belvedere war ein Schweizer Journalist mein Tischnachbar. Er war seit vier Wochen von Zürich aus auf dem E5 unterwegs.

Vor dem Weitermarsch nach Recoaro benutzte ich einen Tag dazu, die Umgebung des Fraselle-Tals zu erwandern. Im Fraselle-Tal biegt man bei einer Häusergruppe auf den gut markierten Steig 282 ab, der zur Malga Terrazzo hinaufführt. Der Weg im steilen Wald ist sehr schön angelegt. Oben ist man auf 1500 m Höhe und hat die Möglichkeit, durch den Wald auf etwa gleicher Höhe zum Ristele-Paß zu queren. Man kann dies aber auch etwa 300 m höher auf alten Militärwegen. Der Ristele-Paß zeigte sich als große Almfläche, auf der noch Schafe weideten. Vom Paß sieht man erstmals Recoaro, freilich weit entfernt und 1000 m tiefer.

Der Weiterweg nach Campofontana war die Wiederholung des Wegs, den Schmeller im Herbst 1833 von Recoaro her kommend genommen hatte. Der Steig verläuft weitgehend auf dem Grat und bis zur Cima di Lobbia steigend, um dann über verdorrte Weiden nach Campofontana abzufallen. Schmellers Bemerkung über die kümmerlich-grünen Bergseiten treffen auch heute zu und sind verständlich für jemand, der vorher die immergrünen Weiden der 7 Gemeinden gesehen hat. Leider hatte ich nicht das Glück Schmellers, von dort oben die Adria und den Gardasee zu sehen. In dem Gebiet fand ich noch einen mittelalterlichen Pestbildstock, der relativ gut erhalten war. In Campofontana war alles dicht, so daß ich mir den Durst bis Giazza verkneifen mußte.

### 2. Giazza-Recoaro Terme

Auf diesem Wege habe ich bitteres Lehrgeld zahlen müssen. Ich wählte den Weg entlang des Fraselle-Bachs, der mit zunehmender Länge aber immer weniger wurde und sich praktisch im Nichts auflöste. Dabei ist er auf der Karte als nummerierter Wan-

derweg ausgewiesen. Vor diesem Weg, der keiner ist, muß man also eindringlich warnen. Es ist jetzt, etwa 1 km vom Dorf entfernt, ein neuer Forstweg angelegt worden, der sich auf der südlichen Tal-seite auf etwa 1200 m Höhe hinaufschraubt und dann eben bis zu den Weiden der unteren Fraselle-Alm verläuft. Er scheint fertig zu sein, denn er wurde von der Forstbehörde befahren, er ist aber noch wegen Sprengarbeiten gesperrt. Von der Fraselle-Alm zum rund 1500 m hohen Ristele-Paß kann man sich kaum noch verlaufen. Dieser Paß war sicher nie viel begangen. Dafür ist der Weiterweg nach Campofontana zu schwierig und der Abstieg nach Recoaro ebenfalls. Im Val di Lora ging es zu wie im Kriege. Dutzende von Jägern knallten und liefen herum und laufend kamen neue hinzu. So war ich froh, in Balpese auf der Straße endlich in Sicherheit zu sein. War Balpese wirklich eine Waalwiese, wie Herr Baliari-Soust meint? Der Wanderer würde eher auf Waldwiese tippen. Von dort bis Recoaro sind es wohl noch einige Kilometer, aber sie verlaufen in abwechslungsreicher, ländlicher Landschaft.

### 3. Recoaro Terme und Umgebung

Wer in einem Kurort Quartier bezieht, stellt sich die bange Frage, was das wohl kosten mag. Nun, die Kurseason war vorbei, die meisten Hotels geschlossen und das Albergo Moderno, das mir der Inhaber eines Tabakladens empfahl, erwies sich als gut geführtes Haus und mit Halbpension als die zweitbilligste Unterkunft des Urlaubs.

Recoaro selbst ist eine im engen Tal eingezwängte, langgestreckte Siedlung mit kleinstädtischem Charakter. Alte Bauten sucht man vergebens. Wunderschön sind die Kuranlagen angelegt und gepflegt.

Neben den Kuranlagen beginnt ein Fußweg, der hinauf nach Recoaro Mille oder Oberkempele führt. Eine andere Möglichkeit hat der Wanderer nicht, denn der Sessellift steht und die Straße macht einen großen Umweg. Viel Aussicht nach Recoaro hat man von dort oben nicht, denn es ist alles zugewachsen. Die Zufahrtstraße aus dem Agno-Tal, die ohnehin schon recht breit erscheint, wird zur Zeit noch mehr verbreitert. Auch weiter unten im Tal wird eine große Umgehungsstraße angelegt. Dem Fremden ist es nicht recht einleuchtend, daß dieses kleine Erholungsgebiet derart komfortable Zufahrten braucht.

Die Kirche in Fongara war leider geschlossen, aber die Aussicht über das Tal sehr schön. In der Tratto-



Arsiera am Monte Cimone

ria in Fongara wird der Wanderer beim Mittagessen ohne weiteres integriert und kommt nicht so schnell wieder weg. Wer den Wirt, seine Frau und Kinder zum ersten Male sieht, kneift und reibt sich die Augen: derart hochgewachsene Blondschöpfe mit blauen Augen gibt es sonst wohl nur noch in den Romanen von Felix Dahn.

Von Fongara führt ein schöner alter Bauernweg hinunter nach Pellichero. Aufgeregtes Hühnerge-gacker und Hundegebell zeigen, daß sich Fremde wohl selten in diese abgelegene Contrade verirren. Von dort führt eine Stichstraße hinunter zur Hauptstraße nach S. Quirico. Bleibt man tief unten im Tale noch einmal stehen und blickt zurück, so erschrickt man: wie ein drohendes Schwert ragt der Campanile von Fongara im Gegenlicht in den Himmel.

Roveglia, früher auch Platz, entpuppt sich als gesichtslose Häuseransammlung. Die neue Kirche paßt sich dem an. Welche Überraschung aber, in der Kirche zwei lebensgroße Madonnen zu finden, die wohl aus Ton gefertigt sind und bestimmt aus dem Mittelalter stammen. Besonders die eine Madonna erinnerte mich an die Maria in der Nogat-

Front der Marienburg in Westpreußen. Hier vermüßte der Wanderer das Fehlen eines Kunstführers ganz besonders.

Hübsch ist der Spaziergang hinauf zur Kirche S. Giuliana. Man sieht diese Kirche noch vom Monte Enna auf der anderen Seite des Leogra-Tals. Von dort aus wird einem auch erst richtig bewußt, wie unglaublich zerklüftet das Gebiet um Recoaro bis hinüber zum Leogra-Tal ist. Die Erde hat sich hier Runzeln zugelegt, die kaum zu überblicken sind. Von S. Giuliana ist es nicht weit nach Merendaore mit ansprechender neuer Kirche. Schön ist der Rückweg über Capitello, Ulbe (!) und viele andere Contraden. Die Häusergruppen haben weitgehend noch den alten Bestand und man bemerkt kaum Bausünden. Die Umgebung Recoaros ist noch ganz ländlich geprägt und wenig verschandelt. Die Waschbecken an den Dorfbrunnen werden noch fleißig genutzt.

Was bemerkt der Zimbernfreund in Recoaro noch von der früheren Deutschsprachigkeit? Nun, die Fülle der Flur- und Ortsbezeichnungen ist groß. Auf den Friedhöfen finden sich diese Namen in großer Zahl wieder, ein Zeichen der Bodenständigkeit der Bevölkerung, z.B. in Rovegliana Piazza, Ongaro, Pellichero, Riva, Facchin oder in Recoaro Stori, Asnicar, Prebianca.

Auch die Spuren der Tätigkeit des Kuratoriums sind unüberschbar. In einer unscheinbaren Bar hing die Urkunde der Städtepartnerschaft mit Neustadt/D. Die Wirtin der Bar in Merendaore war bereits in Neustadt und hat von dort einen Aufkleber mit dem Stadtwappen mitgebracht. An den Ortseingängen befinden sich Schilder, die auf die Städtepartnerschaft mit Neustadt/D. hinweisen und sicherlich würde man bei längerem Aufenthalt noch mehr Beispiele für dieses neuerwachte Zusammengehörigkeitsbewußtsein entdecken.

#### 4. Von Recoaro Terme nach Tretto

Über den Weg ist dem eingangs Geschriebenen nicht viel hinzuzufügen. Viele Contraden, viel Wald, sorgfältig bestellte Wiesen und Äcker in einer sehr bewegten Landschaft.

Wie mag Enna wohl einmal in deutscher Sprache geheißen haben? Herr Baliari-Soust ist für Henn und Hennerberg. Aber da erinnert man sich auch an Castello Enna bei Auer, von dem die Südtiroler steif und fest behaupten, es hieße seit eh und je Schloß Enn nach dem gleichnamigen Adelsgeschlecht.

Auf dem Monte Enna verzeichnet die Karte das Exfort Enna. Schaumann berichtet nichts darüber, obwohl er in dieser Hinsicht sonst sehr ausführlich ist. So macht sich der neugierige Wanderer also auf der Armierungsstraße an die Suche. Fast hätte er das Fort nicht gefunden. Die Bergkuppe ist wohl schon vor langer Zeit aus militärischen Gründen umgemodelt worden, aber das Fort findet man nur, wenn man sich strikt an die Armierungsstraße hält. Dann steht man im Walde unversehens direkt auf dem Deck des Forts. Drei Geschützkuppeln hatte es einmal und einen Beobachtungsturm. Ansonsten wirkt es kleiner und weniger gut befestigt als die Werke, die um 1910 entstanden.

Enna liegt südwestlich von Monte Enna und ist noch dem Leogra-Tal zugewandt. S. Caterina, der erste Ort von Tretto, liegt auf der anderen Seite des Bergs und öffnet sich in Schlo. Die beiden weiteren Orte von Tretto, S. Ulderico und S. Rocco, liegen weiter nordöstlich, eigentlich schon mehr Santorso zugewandt und sind durch ein Orkental voneinander getrennt. Alle Orte haben Kirchen aus dem 18. Jahrhundert, deren Campanile schon von weitem grüßt und an allen Kirchen wird auf Vorgängerbauten aus dem 14. oder 15. Jahrhundert verwiesen.

Zu Tretto gehört noch eine Vielzahl von Contraden, wovon für den Wanderer Bosco die wichtigste ist, weil sich hier zwei Alberghi befinden. „Mama Rita“ hat, wie in ihrem Gasthaus zu lesen ist, in Landshut hohes Ansehen. Ich finde diese Namensgebung der Landshuter etwas despektierlich für die ungemein fleißige und tüchtige Frau. Sie ist von Landshut und Oberbayern sehr begeistert und hat aus Landshut ein Wandbord mit Bierkrügen mitgebracht.

Ob die Landshuter bei ihren Besuchen wohl auch die Umgebung erwandert haben? Oder war Tretto für sie nur Standort für Ausflüge in die Ebene? Tretto ist zwar nur ein kleines Berggebiet, aber das Gebirge steigt hier ganz unvermittelt aus der Tiefebene empor und erreicht knapp 1600 m Höhe. Dörfer, Felder und Wiesen machen einen blitzsauberen Eindruck. Einerlei auf welchen Berg man steigt: die Aussicht ist gewaltig. Wer die Adria nicht sieht, hat schon großes Pech. Monte Summano und Monte Novegno kann man fast mit dem Auto besteigen. Prialora und Rivon sind etwas entfernt. Sie schicken stalle Felswände nach Posina hinunter. Die Aussicht geht über unzählige Orte in der Tiefebene, die Eugandischen Hügel, die Monte Berici, Recoaro, die Ausläufer der Lessini-

schen Berge, Carega, Pasubio, Tonzetta und die 7 Gemeinden. Und damit ist sicher nur die Hälfte von allem aufgezählt.

So erlebt man also ungetrübtes Bergsteiger- und Wanderglück in Tretto. Freilich kann man sich auch vorstellen, wie es im Sommer und an Wochenenden hier zugeht, wenn die Menschenmassen aus der Tiefebene hinaufströmen. Da wird es laut hergehen vor lauter Autos, Motorrädern, Mountain-Bikes und Drachenfliegern.

Auf den Friedhöfen macht man die gleichen Beobachtungen wie in den vorher besuchten Orten: die Familiennamen sind die gleichen wie die Namen der Contraden, z.B. Vecchia. Auch eine Reihe deutscher Namen sind da: Raumer, Rader, Mogentale, deren Contrada ja bei Posina liegt.

#### 5. Posina

Von Bosco di Tretto nach Posina ist es ein tüchtiges Stück, um den Berg zu umrunden und zum Colle Xomo zu gelangen, vielleicht vier Stunden. Aber meist ist man allein auf der Straße und auf große Strecken im Walde geschützt vor der Sonne. Vom Passo Xomo sind es dann noch 90 Minuten hinunter nach Posina.

Der Ort ist ein gepflegtes, langgestrecktes Straßendorf. Für den Fremdenverkehr gibt es ein eigenes Büro. Das Tal ist von allen Seiten von steilen Bergwänden umschlossen: nach Süden die Berge von Tretto, nach Westen der Pasubio, nach Norden und Osten der Monte Maio und andere Berge, die – wenn man einmal auf der Hochebene ist – sich als sanfte Grasberge entpuppen. So wirkt die Umgebung von Posina und der Nachbargemeinde Laghi hochalpin und im Herbst wirft die tiefstehende Sonne schon früh Schatten auf die vielen Contraden, die wie Adlerhorste auf den Höhen kleben. So bietet der Ort dem Wanderer und Bergsteiger eine ganze Menge. Zu nennen wäre auch ein Rundwanderweg über eine Reihe von Contraden.

Der Friedhof zeigt mehr deutsche Familiennamen als anderswo: Mogentale, Fucceneccer, Leder, Rader, Canderle. Die Contrada „Mogentale“ auf der Karte und bei Baliari-Soust findet sich an Ort und Stelle nicht und daß Mogentale mit Maiental zu übersetzen ist – wer hätte da nicht seine Zweifel, wenn man einmal die unscheinbare Contrada gesehen hat, die hoch am Talende hängt und morgens vermutlich als erste von der Sonne bestrahlt wird.

Laghi im Nachbartal ist wesentlich kleiner als Po-

## In memoriam

Heinrich Pruner (1922—1989)

Einer der entschiedensten Verfechter der Autonomie sowohl für die Provinz Trient wie für die Region Trentino-Südtirol, zugleich auch Streiter für die Lebensrechte der deutschen Minderheit im Trentino, zumal im Fersental und Gebiet von Lusern, der langjährige Landtags- und Regionalratsabgeordnete Heinrich/Enrico Pruner ist, erst 67jährig, am 8. September 1989 in Trient gestorben. Der 1922 in Frassilongo/Gerent, einer der deutschen Gemeinden des Fersentales, geborene Politiker christlicher Weltanschauung, stimmte weitgehend mit der im Trentino stärksten Democrazia Cristiana überein, lehnte aber die italienische Zentralbürokratie und Einengung der Selbstverwaltung restlos ab. Er gründete deshalb die Trentiner Tiroler Volkspartei/Partito Popolare Trentino Tirolese, die sich nach einer Spaltung am Beginn der 80er Jahre wieder einigte. Gemeinsam mit Franco Tretter führte er diese Partei. Hartnäckig war er bemüht, den seit 1918 immer wieder verweigerten Deutschunterricht in den Sprachinseln der Provinz Trient zu erlangen. Zuerst 1952 in den Regionalrat gewählt, war er 1961 bis 1964 Assessor für Berg- und Forstwirtschaft. Bis 1984 vertrat er seine PPTT in Region und Provinz, 1976 hatte er auch für ein Mandat in der römischen Kammer kandidiert. Ein Hauptanliegen war ihm stets Zusammenarbeit der Bevölkerung des Trentino mit jener Südtirols. Er hatte auch gute Kontakte zu allen autonomistischen Parteien Italiens und den föderalistischen Bewegungen Europas.

sina und hat als besondere Attraktion zwei kleine Seen, die vermutlich durch Aufstauen entstanden sind. Taleinwärts liegt als letzte Contrada direkt unter den Felswänden des Monte la Colombara Molini und hier liegt auch ein kleiner österreichischer Soldatenfriedhof, auf den zweisprachige Schilder hinweisen. Auf dem Friedhof von Laghi liegen viele Molini, Menara, auch Mogentale.

Landwirtschaft wird in Posina und Laghi noch in großem Umfang betrieben, aber es sind wesentlich mehr unbewirtschaftete Felder und Wiesen zu sehen als in den vorher besuchten Orten.

## 6. Arsiero

Von Posina nach Arsiero sind es nur knapp zwei Stunden Fußmarsch. Kurz vor Arsiero rücken die Felsen noch einmal ganz dicht an den Fluß und lassen der Straße nur einen schmalen Durchlaß. Ein weiterer Riegel ist der Rücken, auf dessen Ostseite bereits Arsiero liegt. Hier läuft die Straße über den Berg. Der Wanderer kann aber auf einem alten Steig direkt am Fluß entlang unter hohen Felsen in die Stadt gelangen. So macht man sich Gedanken, ob Posina im Mittelalter trotz seiner Nähe zur Tiefebene überhaupt leicht zu erreichen war.

In Arsiero hielt ich mich nur einen guten halben Tag auf. Es ist ein Ort der Tiefebene, wenn er sich auch an die Berge anlehnt. Gewaltig wirken die ungliederten, glatten, hohen Mauern der Kirche, wenn man vom Fluß zur Piazza emporsteigt. Die Kirche von Velo d'Astico wirkt ähnlich. Ich war nicht böse, daß sie verschlossen war. Oberhalb der Kirche von Velo liegt auf der Bergkuppe ein Mahnmal in Form von Burgruinen. Eine Burg hat es hier aber wohl nicht gegeben. Lago liegt hübsch, hat aber nur Neubauten. Die auf der Karte verzeichneten kleinen Seen habe ich nicht erblickt, aber auch nicht weiter danach gesucht.

Mehr interessierte mich die Kirche S. Giorgio etwa zwei Kilometer östlich von Velo sowie die Flurbezeichnung La Corte. Man denkt dabei an Cividale, wo sich die Erinnerung an die Hofburg der Langobarden bis heute in der Kirche S. Maria di Corte erhalten hat.

La Corte zeigt sich heute als große Ackerebene mit mehreren Bauernhöfen, dem Kirchlein und einem kleinen Friedhof. Von Residenz keine Spur. Oder ist die Kirche die letzte Erinnerung daran? Gern wüßte man mehr. Die Kirche war natürlich verschlossen. Über der Eingangstür war in arabischen Ziffern die Jahreszahl 147 zu lesen und das Wort „Marzo“. Der Eingang wirkt sehr primitiv und man hat den Eindruck, daß es sich um eine Reparatur handelt, als die Kirche vielleicht schon ruiniert war. Residierte hier etwa der Graf von Posen?

Nun, ich lief weiter auf der Trasse der aufgelassenen Bahnlinie, denn ich wollte unbedingt noch auf den steilen Felsen, auf dem laut Karte Castell di Meda als intakte Burganlage thront. Es war eine große Enttäuschung. Von Ruinen ist dort oben auch nicht eine Spur, wohl einige Kavernen aus dem 1. Weltkrieg und auf dem Gipfel zwei neue Häuschen mit Fernsehantenne sowie ein großes



Gedenktafel am Museum in Roana

Kreuz. Auch mit der Aussicht war es nichts, da starker Dunst herrschte.

## 7. Roana

Wenn man von Arsiero nach Roana wandert, biegt man in Pedescala von der nach Trient führenden Hauptstraße gern ab, weil der Verkehr doch etwas ungemütlich ist. In Pedescala legte der Pfarrer gerade die Stufen seiner Kirche und gegenüber der Kirche entdeckte der Wanderer ein Denkmal an die Opfer des 30. April 1945. Damals muß ein Großteil der Bevölkerung einem Gemetzel zum Opfer gefallen sein. Näheres darüber erfuhr ich ein paar Tage später in Lusern. Danach hatten deutsche Truppen auf dem Rückmarsch in die Heimat in Pedescala mit Zustimmung der Einwohner übernachtet, als sie nachts von einigen Partisanen überfallen wurden. Das weitere kann man sich denken.

Schmellers Aufstieg nach Roana habe ich nicht nachvollzogen, der Umweg über S. Pietro wäre zu groß gewesen.

Zwischen Castelletto und Rotzo liegt an der Straße eine alte Kirche, nach meiner Erinnerung S. Mar-

gherita. Laut Hinweistafel ist es die älteste Kirche in den 7 Gemeinden und vermutlich aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. Der Eingang ist mit Brettern und Vorhängeschloß gesichert.

Roana zeigt sich als gut ausgerüsteter Fremdenverkehrsort mit gefälligem Ortskern. Groß war die Enttäuschung, daß der Gasthof Amicizia wegen Ferien geschlossen hatte. Damit war die Aussicht null, einen Zimbernfreund anzutreffen.

Wenn im Ort auch kein Wort zimbrisch zu hören ist, so gibt es doch eine Menge Tafeln, die zweisprachig sind, z.B. über dem Verkehrsverein. Man kann auch eine Ansichtskarte mit „Grüße aus Roana“ kaufen und das Büro des zimbrischen Kulturinstituts ist nicht zu verfehlen.

Für die Wanderung nach Canove und anschließend über Camproverre zum Fort Interrotto wählte ich den alten Weg durch die Schlucht des Assa-Tals. Es ist ein schöner Weg aus der Perspektive des Urlaubers. Wer freilich mit großen Lasten früher von Roana nach Asiago oder umgekehrt mußte, wird den Weg oft genug verwünscht haben.

Fort Interrotto erlaubt einen schönen Überblick über das Umfeld von Asiago. So groß die landwirtschaftlich genutzten Flächen auch heute noch sind, so ist unübersehbar, wie alle Orte und Contraden ihre Arme ausstrecken und zusammenwachsen. Es sind alles Häuser von Fremden und sie stehen die größte Zeit des Jahres leer. Das ist das typische Bild in nahezu allen 7 Gemeinden.

Fort Interrotto, diese alte Festungskaserne, wirkt heute wie eine stattliche Burgruine. Hinter dem Fort führt der Weg weiter durch Wald zum Monte Mosciagh und zu zwei aufgelassenen österreichischen Soldatenfriedhöfen. Schließlich ist man im Valle di Galmarara mit wichtiger Zufahrtstraße auf die Hochfläche. Auf der steilen und schlimmen Schotterstraße herrschte lebhafter Sonntagsverkehr, auch Mountain-Bikes, so daß der Weiterweg hinunter ins Val d'Assa kein reines Vergnügen war. Zurück nach Roana führt aber eine ruhige Nebenstraße an der westlichen Talflanke des Val d'Assa.

## 8. Lusern

Der Weg von Roana nach Lusern ist ein siebenstündiger Hatscher auf Forstwegen, aber auch mit 700 Höhenmetern Aufstieg. Auf Ansichtskarten ist die Casera Gruppach ein bemerkenswerter hotelähnlicher Bau, auf den der Wanderer gespannt ist.

Leider ist er nur noch als Ruine zu betrachten.

Östlich des Monte Verena liegt die Casera delle Mandrielle. Man ist erstaunt, daß sie der Gemeinde Pedescala gehört und nicht den 7 Gemeinden.

Seitdem der Wanderer zuletzt vor 20 Monaten in Lusern war, hat sich einiges verändert. Die Zufahrtstraße von Vezzena über Millegrubbe ist jetzt geteert, was für den Urlauber vor allem im Winter interessant ist. Die Zugangsmöglichkeiten zu den Loipen sind damit sehr erleichtert.

Im Dorf sind neue Häuser entstanden und im Bau. Man spricht von der Einrichtung eines Waisenhauses. In der Bar bei Rossi ging es am Spätnachmittag bei den Kartenspielern lautstark her. Mir klingelten nur so die Ohren von den vielen hellen Vokalen a, e, i. Ich hätte gewettet, unter Allemannen zu sitzen, wenn die Sprachforscher nicht einhellig sagen würden, das Lusernerische wäre bayerischen Ursprungs.

## 9. Val di Sella und Borgo

Was hat Mutter Erde wohl einst veranlaßt, dem Saganertal zwischen Borgo und Levico ein nahezu parallel verlaufendes Seitental zu geben? Pure Neugier war es, von Lusern in dieses Tal zu wandern, denn nirgendwo kann man etwas darüber lesen.

Als Übergang bietet sich die Porta Manazzo an, 1800 m hoch, zwischen Cima Manderiolo und Larici gelegen. Von Lusern sind es vier Stunden Weg bis dorthin. Der Steig 204 ins Sellatal ist gut markiert. Auf dem Talgrund angekommen, ist man 1100 m abgestiegen. Ein Tal wie man es sich lieblicher nicht vorstellen kann: Wiesen, Wälder, steile Felswände auf beiden Seiten, blauer Himmel und Ruhe, dazu die bunte Laubfärbung. So ist das gesamte Tal. Ein Dorf oder Zentrum gibt es nicht. Verstreut liegen Bauernhöfe, Sommerhäuser, Hotels und Ferienheime.

Wohin sollte ich mich wenden, nach Westen zum etwa 1000 m hohen Talende, um nach Levico abzustiegen oder talauswärts Richtung Borgo in der Hoffnung, im Tal ein offenes Hotel zu finden? Ich entschied mich für letzteres, aber im gesamten Tal war kein Gasthof mehr geöffnet. So mußte ich bis Borgo laufen, ein weiter Weg und der Schönheit der Gegend konnte ich immer weniger Reiz abgewinnen. Am Taleingang hat man prächtige Ausblicke auf Borgo und die darüber liegenden Ortschaften. Blickfang ist die oberhalb von Borgo gelegene Burg. Deren Besuch sollte man sich aller-

dings sparen, denn sie ist privat bewohnt und verschlossen. Weit hinten hoch im Walde ist die Burg von Alto zu erkennen, von der Caldogno schreibt, daß sie uneinnehmbar ist.

Borgo ist reich an schönen alten Kirchen und Häusern. Die Brenta fügt sich harmonisch ins Stadtbild. Trotzdem kommt beim Besucher infolge des starken Autoverkehrs in den engen Gassen keine rechte Stimmung auf.

## 10. Levico Terme-Pergine-Baselga di Piné

Wenn man schon öfter in dieser Gegend war, fällt es immer schwerer, neue Wege zu finden. An der nachfolgend beschriebenen Tagestour, die ich als Variante zum E5 betrachte, hatte ich aber wirklich Freude. Nicht nur wegen des schönen Herbstwetters, sondern weil die ausgeknobelte Route schön war und keine Verlegenheitslösung.

Von Levico nimmt man die Straße nach Tenna, schön auf einem Bergrücken zwischen Lago di Levico und Lago di Caldorazzo gelegen. Laut Karte müßte ein Wanderweg dorthin führen, er existiert aber nicht. Die Straße nach Tenna ist aber kein Nachteil, denn sie bietet viel mehr Aussicht als der theoretische Wanderweg.

Tenna ist ein Weinbauerdorf. Dort liegt auch gut versteckt das von Schaumann beschriebene alte österreichische Fort Tenna. Eine Sehenswürdigkeit ist das alte Gemäuer nicht gerade.

Von Tenna geht es auf einer Nebenstraße hoch am Hang entlang hinüber nach Ischia am Nordende des Lago di Caldorazzo. Zwischendurch hat man immer wieder schöne Ausblicke auf den See und die Bergkulisse dahinter. Bereits am Ortseingang von Ischia an der Kirche muß man über die Hauptstraße und den Feldweg nehmen, der direkt zur Burg Pergine führt. Nur Bauern benutzen diesen alten Weg noch.

Pergine kann man auf dem Feldweg umgehen, der östlich des Burghügels nach Zivignago führt. Von dem in früheren Jahrhunderten so bedeutsamen Bergwerk Valar ist heute auch nicht das geringste zu sehen. Die Vegetation hat alles verschluckt.

In Zivignago überquert man die ins Fersental führende Straße und wandert hinüber zu der Straße, die über Serso und Viarago ins Fersental geht. Von hier an geht es ständig bergan, bis Faida sind es rund 500 Höhenmeter. Oberhalb von Serso an ei-

ner Kapelle führt ein Bauernweg hinüber zum Rio Negro. Wie sich im Laufe der Wanderung herausstellte, ist es nicht einmal nötig, auf der Straße Pergine-Viarago zu laufen, denn der Giro Casteller führt über Feldwege gut markiert in die gleiche Richtung. Man verläßt diese Wegweiser erst am Rio Negro und nimmt eine früher offenbar sehr wichtige unbefestigte Straße nach Faida. Der Weg wird jetzt wohl nicht mehr benötigt und für den Autoverkehr wäre er auch zu schmal. Die ganze Zeit ist man allein und läuft durch schönen Wald.

In Faida ist man auf der Hochfläche des Val di Piné angelangt und wandert durch schöne Hügellandschaft mit vielen Erdbeerkulturen hinüber ins nahe Baselga. In diesem bedeutsamen Erholungszentrum unter dem Lago di Serais ist auch in der stillen Jahreszeit ein Gasthof für den Wanderer offen.

Um von Baselga Anschluß an den E5 zu finden, wandert man auf Feldwegen vorbei an den beiden Seen im oberen Val di Piné und dann am besten auf der Straße nach Bedollo, wo man den E5 trifft. Ich selbst vertraute wieder einmal vergeblich der Karte, indem ich über Le Piazza den Steig 406 zum Rio di Regnana nahm, in der Hoffnung, vor den Erdpyramiden von Segonzano auf den E5 zu stoßen. Die Markierung 406 gibt es jedoch nicht. Unten am Rio di Regnana suchte ich vergeblich den Weiterweg. Soviel zum Wanderweg Levico-Baselga und Anschluß an den E5 nach Norden.

Abschließend noch meine Eindrücke von Baselga di Piné. Der Ort hat hübsche alte Gassen und eine gotische Kirche, die seit 1987 wegen Restaurierung geschlossen ist. Südwestlich von Baselga, dem Val Grande zugewandt, liegt hoch über dem Tale die Kirche S. Mauro. Sie stammt aus dem 12. bis 15. Jahrhundert und ist laut danebenstehender Erläuterungstafel recht bedeutend, für Reclams Kunstführer aber wie vieles andere nicht der Rede wert.

Man befindet sich hier im Zentrum riesiger Porphyrtsteinbrüche. Der Porphyr dieser Gegend hat eine sehr regelmäßige Klüftung in zwei etwa senkrecht aufeinanderstehenden Richtungen. So eignet er sich sehr gut für die Herstellung von Platten, Riemchen, Kopfsteinpflaster usw. Diese Steinbrüche wirken gewaltig und sie haben sicher enorme wirtschaftliche Bedeutung für die Region. Selbst Lastwagen aus Deutschland steuern dieses Ziel an.

Der Schwerlastverkehr kann natürlich den Wanderer entnerven. Um auf die andere Talseite zu kom-

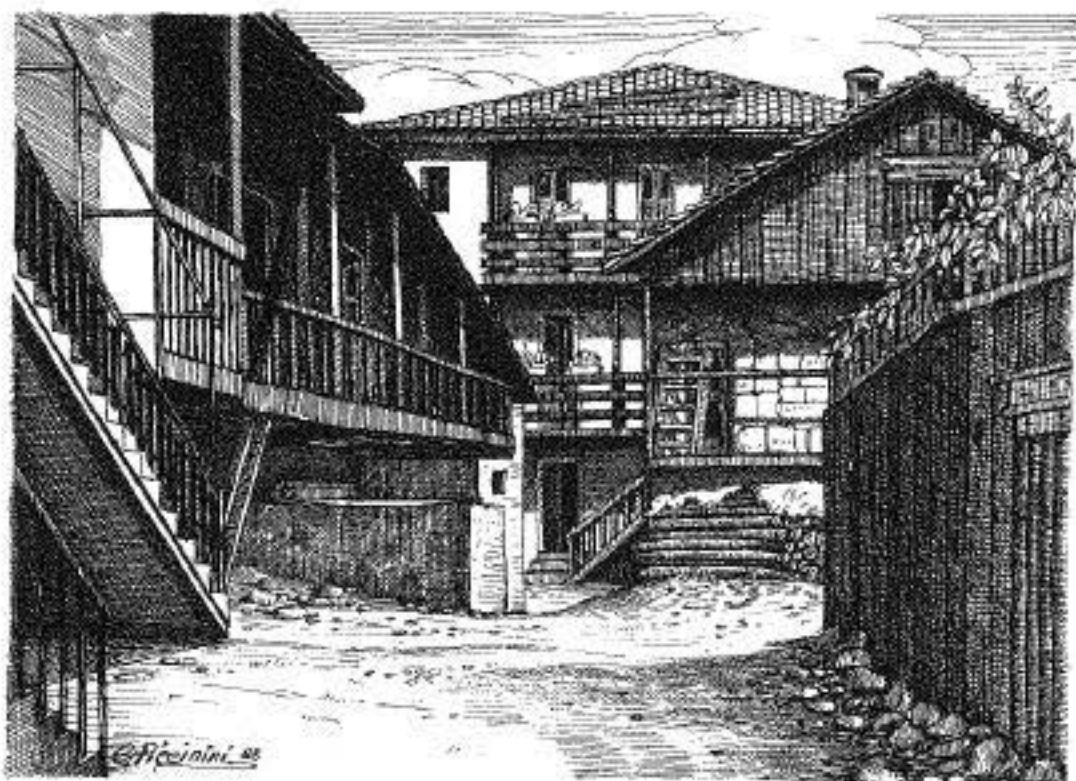
men, gibt es aber keine andere Möglichkeit, als die Straßen zu benutzen, die auch von den Steinbrüchen in Anspruch genommen werden. Trotzdem kommt man heil nach Fornace und weiter hoch zum Monte Piano. Dort ist es wieder ruhig und man wandert durch schönen Wald hinüber zum Lago di S. Colomba, ein hübscher kleiner Waldsee in 920 m Höhe. Ganz still war es hier und der große Gasthof war mittags nur von Arbeitern besetzt, die in der Nähe arbeiteten. Mich interessierte der See weniger. Vielmehr hoffte ich, einige Spuren des hochberühmten mittelalterlichen Silberbergbaus vom Kalesberg (Monte Calisio) zu finden. Tatsächlich waren am Weg viele kraterförmige Gruben von 3 bis 4 m Tiefe, längst von der Vegetation überwuchert, aber gut erkennbar. Wie eine Kraterlandschaft wirkte der Wald. Tausende von Schürfstellen soll es in dieser Gegend geben. Wieviel Tausende von Bergleuten haben hier wohl gegraben, wie haben sie gelebt, hatte sich die Schuferei gelohnt? Schade, daß an sich nicht die Mühe

macht, einige dieser Gruben in den alten Zustand zu versetzen, damit sich der Ausflügler ein Bild von diesem alten Bergbau machen kann.

Auf dem Rückweg kam ich in der Bar in Fornace mit einem Bergbauern ins Gespräch, dessen Familie vor 200 Jahren aus Österreich hier eingewandert war. Inzwischen ist die Familie längst italienisiert, aber es ist bemerkenswert, daß sein Vater den Jungen vor 40 Jahren als Knecht ins Pustertal geschickt hat. Das dort erlernte Deutsch hat er bis heute fehlerfrei bewahrt. Seine vor drei Jahren verstorbene Frau stammt aus Gilching bei München. Groffer heißt er wohl, der Name ist häufig in der Gegend. Nach dem 1. Weltkrieg mußte ein i an den Namen angehängt werden, damit es keinen Ärger wegen der Nationalität gab.

So weit meine Eindrücke von Baselga und Umgebung. Über Cembra und das Unterland zu schreiben, ist wohl nicht erforderlich.

Dr. Ing. Günter Ludwig, Oberhausen



Bauernhof im Fersental



Unter de Hoabont hòt s a kluft, sèm is de grueb wan lem. Sèm drin sain unkennt wil liechtler, tza tzoan, a bia long as de tantn lem de lait wa Oachlait.

En de wierentzboentzk wan ßugno, en to wan san Joane, de grueb tuetze au. A wort, a diernl, as hòt hietet de scoj, de is glaim ka re sèl grueb khemmen un de hòt de sai toùta sèm pfundn, tschetzt an knot galukt wa mies.

De oit de hòt gagriest s doi diernl, as wolla wurcht is gaben, de hòtza anùspiert en de grueb un de hòtn tzoegt olla de liechtler. De hòtn dartzelt as de liechtler as glaim sain gaben tza plain ane öl, de hòm gem tza warstean de beiln lait wan lont bartn pol storm.

S diernl de hòt de sèl oit pforscht tza longen sechen sain liechtl. De toùta hòt net gabell un de hòtn kein: „Du kinscht loade ben du sechest“.

S diernl hòt net ausgalot tza worschn en wir un de oit alura de hòtza pfert adur glaim kan an kloan ampel, as hòt beane öl gahobt un sèl nou dartzua gòntz tshbissn.

Alura s diernl hòtza pittet: „Laar anin öl, tòuta, wawai i bin nou iung“. De oit hòt gòntz loade kein: „I mu net un dos mies i net tean“ un de hòt anùspiert s diernl. Gònz loade is doi diernl bider hoem gongen un no ettlena to isse storm.

Unterhalb Hoabont befindet sich eine Schlucht, wo die Höhle des Lebens ist. Dadrinnen sind viele Lampen angezündet, die zeigen, wie lange noch die Leute in Eichlait zu leben haben.

Man sagt, daß am 24. Juni, am Tag des Hl. Johannes, sich die Höhle öffnet. Einmal kam ein Mädchen, das die Schafe auf die Weide führte, in die Nähe der Höhle und begegnete dem Geist ihrer Taufpatin, der auf einem moosbedeckten Stein saß.

Die Alte grüßte das Mädchen, das sich vor dieser Erscheinung erschrak. Sie führte es dann in die Höhle und zeigte ihm alle jene Lämpchen. Sie erzählte dem Mädchen, daß alle qualmende Lämpchen, die kaum noch Öl hatten, die Leute im Dorf darstellten, die bald sterben würden.

Das Hirtenmädchen bat die Patin, ihm seine Lebenslampe zu zeigen. Die Patin lehnte das ab. Dann sagte sie ihm: „Wenn du sie siehst, wirst du traurig“.

Das Mädchen bestand auf seinem Wunsch. Die Patin führte es vor eine kleine Lampe, die wenig und trübes Öl hatte.

Da bat das Mädchen seine Patin: „Gieße ein bißchen Öl zu, bitte! Ich bin noch jung!“. Die Alte erwiderte traurig: „Ich kann und darf das nicht machen“. Dann führte sie das Mädchen ins Freie. Traurig kehrte das Mädchen nach Hause zurück. Einige Tage danach starb es.

Märchen aus Eichlait im Fersental

# Alt-bairische Sprachinseln in Oberitalien

„Charivari“ besuchte Teile der Sieben und Dreizehn Gemeinden

In Oberitalien gab es einmal die sogenannten »13 und 7 Gemeinden«, deren Bewohner altdeutsch, genauer gesagt: alt-bairisch, sprachen. Von den dreizehn Gemeinden in der Provinz Verona ist heute nur noch der Ort Ljetzan, italienisch Giazza, von den sieben in der Provinz Vicenza nur Roban, ital. Roana, deutsche Sprachinsel geblieben. Hier wird teilweise noch heute »cimbro« gesprochen, wie es die Italiener nennen, oder, wie die Leute dort selbst sagen, »tautsch« beziehungsweise »toitz«.

Giazza oder Ljetzan liegt etwa 30 km nördlich von Stra, einer an der Straße Verona–Vicenza etwa 6 km westlich von Soave gelegenen Ortschaft. Von Stra führt eine gut asphaltierte Straße nach Norden durch das Illasi-Tal. Giazza mit seinen alten Häusern liegt in einer Höhe von 758 m an einem Berghang über einem tiefen Taleinschnitt und wäre auch ohne seine sprachliche Eigenheiten einen Besuch wert.

Die ersten altdeutschen (tautschen) Laute, die man liest, sind »Sait bouken kan Ljetzan«, seid willkommen in Giazza, auf einer Tafel am Ortseingang sowie »haus 'un proate« (Brothaus = Bäckerei) und »birt-haus« (Wirtshaus) im Ort.

Bei meinem ersten Besuch fand ich schnell Kontakt. Mein Gastwirt, der inzwischen 82 Jahre alt gewordene Zimber Giuseppe Faggioni, war sofort bereit, Carlo Nordera (der italienisierte alte Name Nordherr) zu verständigen, der sich mit anderen zusammen bemüht, das alte Sprachgut und Brauchtum zu erhalten. Der von ihm herausgegebenen Zwei-Monatschrift hat der Lehrer das Motto vorangestellt: »Wenn diese alte Sprache schon sterben müßte, so möge ihr Gedenken wenigstens aus Büchern weiterleben«, oder in tautsch: »Ta ditza altaz Gareida muzzat stirban, lebabe sain gadenka ute puochar.«

Die Zeitschrift nennt sich »Taucias Gareida«, das heißt deutsches Gerede, deutsche Sprache. Ich versuchte sofort, einiges in dieser Sprache zu lernen. Dabei halfen mir oft, da die Umgangssprache längst italienisch ist und hochdeutsch nur von wenigen verstanden wird, die italienischen, welschen Wörter oder, wie es in tautsch heißt, »de belische bortar«. Jedenfalls konnte ich in Ljetzan nicht verhungern oder verdursten, nachdem ich wenigstens sagen konnte: »I bi ezzan proat un kese un trinkan bain«, ich will Brot und Käse essen und Wein trinken.

Eine der Töchter des Lehrers



Bäckerei in Ljetzan „Haus 'un proale – Brothaus“

Nordera sang zum Abschluß meines kurzen ersten Besuchs ein tautsches Kinderlied. Aber ich fürchte, daß gerade die Kinder kaum mehr viel tautsch sprechen oder gar singen, auch wenn sie es in der Schule nebenher noch etwas lernen. Es wäre bedauerlich, wenn die Kinder nicht mehr Lieder singen wie »Ich geh nach Verona, zu kaufen einen Stern«, in tautsch: »I gea ka Bearn tze kofan a stearn«, oder wenn sie in der Kirche nicht mehr beten könnten: »Vatar unsar, mo du pist ime Himale, gabaigat saibe dain Name, ta de keme dain Raich.«

»Ta bar boun haltan nau lentach iz gareida 'un alte Schefar un koular, mo hen galebat un leban ute pergana 'un Bearn, bar muzzan learn rechte de bortar, iz galesa un iz gaschraiba bortar in de hajar, diarne un pubetze« – denn

wenn wir die Sprache der alten Schäfer und Köhler, die auf den Bergen von Verona gelebt haben und leben, noch lebend erhalten wollen, müssen wir die Kinder, Mädchen und Jungen die Wörter und das Schrifttum lehren.

Der Lehrer Carlo Nordera in Ljetzan empfahl mich an Iginio Rebeschini-Fikinnar in Roban. Zwar beträgt die Luftlinie zwischen Ljetzan und Roban nur etwa 40 km, doch muß man auf asphaltierter Straße einen Umweg von rund 120 km in Kauf nehmen. So fand ich in dem etwa 1000 m hoch, knapp 60 km nördlich von Vicenza gelegenen Ort schnell Kontakt zu den dortigen Zimbern. Auch von ihnen weiß man bis heute noch immer nicht mit Sicherheit, von welcher germanischen Einwanderungswelle sie über die Alpen getragen wurden. Ge-



Zimbernstammtisch in Roban – Rechts Umberto Martello-Mäartalar

wiß ist nur, daß vor allem die Bajuwaren der Sprache ihr Gepräge gegeben haben, auch wenn man darüber hinaus noch gotische, langobardische und alemannische Sprachreste feststellen kann.

Bei den Zimbern in Roban lehrt der Lehrer Rebeschini ebenso, wie es sein Kollege Nordera in Ljetzan tut, noch wöchentlich 3 Stunden »toitzes gaprecht«, deutsche Sprache. Da die Frau des Lehrers Rebeschini das jedem zu empfehlende Gasthaus »All' Amicizia«, Vrointekots-Hotel besitzt, fand sich dort schnell eine Runde von Zimbern und Zimbern-Freunden ein, die mit erfreulicher Bereitschaft Auskunft über alles gaben, was mich interessierte. Vor allem aber zeigte mir diese Runde in der Person des jungen Graphikers und Bildhauers Engele

(Angelo) Frigo-Mayer, daß es auch noch jüngere Menschen im einstigen Zimbern-Land gibt, die sich mit Begeisterung der alten Sprache annehmen.

Die zimbrische Sprache in Roban weicht von der in Ljetzan trotz der nur vierzig Kilometer Luftlinie Entfernung in mancher Weise ab. Fragt man zur Begrüßung »bia geats?«, so erhält man in Roban zur Antwort »hüpes«, während man in Ljetzan statt dessen das Wort »hupisch« hört. Beides dürfte mit dem hochdeutschen »hübsch« identisch sein. Wenn es ein schöner Morgen ist, heißt es in Roban »an sön-der morgont« und in Ljetzan »an schuan tach«. Und auch beim Abschied unterscheidet man »bar segansich« in Roban und »bar segan-us« in Ljetzan, um nur einige Beispiele zu nennen.



Albergo all'Amicizia – Hotel Vrointekhot – das Freundschaftshotel in Robãan

Trotzdem stimmt die Sprache in beiden Orten häufig überein. So heißt es hier wie dort beg bzw. bek = Weg, pach = Bach, prant = Brand, hoaz = heiß, tag bzw. tak = Tag, nacht = Nacht und bain = Wein.

Ein wohl noch nicht endgültig gelöstes Problem ergibt sich für die schriftliche Fixierung der zimbrischen Sprache daraus, daß man sich nicht einig ist, ob man phonetisch in italienischer oder deutscher Weise schreiben soll, also z.B. ghearne oder gearne (gerne), bazzar oder bassar (Wasser) sowie bia gheatz oder bia geats. Für beides lassen sich gute Argumente anführen: Da die Zimbern im täglichen Leben italienisch sprechen und lesen, ist für sie die italienische Schreibweise besser zu verstehen und schreibt man

lieber »taucias« als »tautschas« Gareida. Andererseits entspricht die deutsche Schreibweise sicher mehr der etymologischen Korrektheit und lassen sich typisch deutsche Umlaute wie ö und ü auch nur in deutscher Schreibweise gut wiedergeben. Auf jeden Fall sollte man sich nach Möglichkeit bald auf eine einheitliche Schreibweise einigen.

Interessant war es für mich, daß man in Roban weit mehr als in Ljetzan sogenannte Übernamen, »soprannomi«, antrifft, die vielleicht etwas den bayerischen Hofnamen entsprechen, so zum Beispiel die schon erwähnten Namen des Lehrers Rebeschini-Fikinar und des Graphikers Frigo-Mayer.

Zwar findet man in Roban im Gegensatz zu Ljetzan nicht mehr Schilder



Schtler in Robãan singen mit Maestro Igino Rebeschini zimbrische Lieder

wie »birt-haus«, Wirtshaus, und »haus 'un proate«, Bäckerei, in zimbrischer Sprache an den Häusern und auch nicht mehr Ansichtskarten mit zimbrischen Texten. Doch wird auch hier eine volkskundliche Zeitschrift »Vita di Giazza e di Roana« herausgegeben, die dazu beiträgt, »toitzes gaprecht« zu bewahren und interessierten Italienern und Deutschen nahezubringen. Allerdings vermißt man in dieser Zeitschrift ebenso wie im »Taucias Gareida« kurze Nachrichten über Weltgeschehen und Lokales. Gerade wenn man erreichen will, daß die alte Sprache noch am Leben bleibt, könnte und müßte man in Zukunft – wenn auch im Abstand von mehreren Monaten – durch derartige Notizen beweisen, daß sie in der Lage ist, auch Dinge des modernen Lebens zu behandeln. So

könnte vielleicht auch bei den letzten Zimbern das Interesse am Lesen dieser Zeitschriften geweckt werden. Eine Sprache, die nicht fähig ist, Geschehnisse der Gegenwart verständlich wiederzugeben, wäre endgültig dem Tode geweiht. Dabei ist nicht zu verkennen, daß neue Wortschöpfungen in Anlehnung an die deutsche oder italienische Sprache notwendig wären; bei der geringen Anzahl von Menschen, die sich dieser Sprache noch teilweise bedienen, sind die Aussichten in dieser Hinsicht wohl sehr gering.

Das Interesse an der alten Sprache wirft alsbald die Frage auf, wie diese letzten altdeutschen Sprachinseln historisch zu erklären sind. Wenn auch die Ansichten hierüber im Schrifttum nicht unbeträchtlich auseinandergelassen, so dürfte doch insbesondere fol-

gendes gesichert sein:

Die Geschichte der Ostgoten ging in Italien mit der Niederlage unter Teja im Jahre 552 in Süditalien keineswegs zu Ende. Der Rest der geschlagenen Ostgoten ließ sich vielmehr insbesondere in den Alpentälern um die Städte Verona, Vicenza und Padua nieder\*. Im Jahre 774 brach dann auch das langobardische Reich, nachdem es mehr als 200 Jahre Bestand gehabt hatte, unter den Siegen Karls des Großen zusammen. Die bis dahin noch voll lebendige langobardische Sprache erlosch dann in den folgenden Jahrhunderten nahezu völlig. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, daß gerade die noch verbliebenen Sprachinseln von erheblicher Zähigkeit und Lebensdauer waren und sich deshalb am südlichen Alpenrand auch weiterhin hielten.

Die germanischen Völkerwanderungsreste der Ostgoten und Langobarden erhielten dann durch Zuzug aus dem Norden seit der Angliederung der Mark Bern (Verona) an das Herzogtum Bayern im Jahre 952 sowie während der folgenden Zugehörigkeit der Markgrafschaft zu Kärnten eine lebenserhaltende und wohl auch für die erhalten gebliebene Sprache entscheidende Verstärkung.

Leider sind uns Urkunden aus diesen alten Zeiten kaum bekannt, selbst aus den letzten Jahrhunderten liegen praktisch keine schriftlichen Dokumente vor. Bei der Sprache, die sich etwa bis zum 14. Jahrhundert zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt hatte, handelte es sich nur um mündliche Überlieferung. Immerhin wissen wir, daß im

Jahre 1310 die Republik der »siben alte Komeun«, der sieben alten Gemeinden, unter der Oberherrschaft der Republik Venedig ausgerufen wurde und daß die erste Nachricht von Ljetzan im Norden Veronas aus dem Jahre 1409 stammt\*\*.

In der Folgezeit kann man dann von einer fast geschlossenen oder doch überwiegend deutschstämmigen und auch eine deutsche Sprache sprechenden Bevölkerung ausgehen. Napoleon löste schließlich die Bauernrepubliken der 13 und 7 Gemeinden auf, die auf diese Weise mit dem gesamten Trentino zu Italien kamen.

Hatte die Italienisierung der Bevölkerung im Norden Veronas und Vicenzas zwar auch schon vorher begonnen, so machte sie nun naturgemäß gerade in den beiden letzten Jahrhunderten besonders große Fortschritte. Dabei sind die Gründe für die zunehmende Italienisierung zahlreicher Natur. So ist landschaftlich für diese Gebiete der Norden und damit die Verbindung zum deutschen Sprachgebiet schwerer zugänglich als der italienische Süden. Viele Bewohner mußten wegen Übervölkerung und Arbeitsmangel auswandern. Pfarrer und sonstige Gebildete kamen nach ihrer Ausbildung aus dem italienischen Sprachgebiet zurück. Im Laufe der zunehmenden Industrialisierung und Technisierung war die alte Sprache für den sprachlichen Mehrbedarf nicht mehr ausreichend. Die jungen Leute wurden zum italienischen Heeresdienst eingezogen und

\* vgl. Wurzer »Die deutschen Sprachinseln in Oberitalien« 3. Aufl. S. 105.

\*\* vgl. Wurzer a.a. O. S. 110 und 119.

kamen auch dort praktisch nur noch mit Italienern zusammen. Immer mehr wurden die einst abgelegenen Orte in den Bergen durch Eisenbahnverbindungen und den Bau von Straßen erschlossen. In letzter Zeit haben dann noch Radio und Fernsehen dafür gesorgt, daß auch in den einstigen altdeutschen Gemeinden nur noch italienische Einflüsse von außen vorhanden sind.

Was nun in den Gebieten und ehemaligen 13 und 7 zimbrischen Gemeinden gesprochen wurde und heute noch in geringem Umfange in Ljetzan und Roban gesprochen wird und an altem Kulturgut noch vorhanden ist, ist verständlicherweise Gegenstand der verschiedensten wissenschaftlichen Untersuchungen durch deutsche und italienische Gelehrte gewesen. Auch dabei gehen die Ansichten wieder weit auseinander:

So kommen der Sprachforscher Bruno Schweizer und der Volkskundler Alwin Seifert zu dem Ergebnis, daß die Langobarden einen besonders maßgeblichen Einfluß auf Sprache und Kultur der Zimbern gehabt hätten. Schweizer folgert dies u. a. daraus, daß trotz des Sagenreichtums der Zimbern keine der Überlieferungen auf Beziehungen zu Bayern oder Tirol hinweist\*\*\*. Weiter zieht er Schlüsse daraus, daß es in der zimbrischen Sprache keine spezifischen Ausdrücke für Gebirgstiere wie Hirsch, Gemse, Steinbock, Birkhahn gibt und man demgemäß beispielsweise nur von einer »billa Goas«, von einer wilden Geiß, spricht, woraus ersichtlich sei, daß die ersten Zimbern nicht vom Norden über die Alpen, sondern vom Süden aus der

Ebene gekommen seien, wo man diese Tierarten nicht gekannt habe\*. Zu ähnlichen Schlüssen kommt Seifert aus der Häuserforschung, da die für die 13 und 7 Gemeinden ursprünglich typischen Walmdächer mit Langschindeln langobardischen Ursprungs seien.

Demgegenüber kommt Adolf Schiber zu dem Ergebnis, daß die Ostgoten nach ihrer Niederlage nicht nur volkstummäßig, sondern auch sprachlich den Grundstock für die jetzige zimbrische Sprache gelegt hätten. Zum Beweis hierfür führt er die alten Ortsnamen an, die nach seinen Feststellungen nicht langobardischen Ursprungs sind. Er untermauert seine Ansicht auch anthropologisch mit der typischen Langköpfigkeit der Zimbern\*\*.

Man wird sicher davon ausgehen können, daß tatsächlich sowohl gotische als auch langobardische Ursprünge vorhanden sind. Auf jeden Fall steht aber fest, daß die heutige Sprache der Zimbern im wesentlichen vom Bairischen des 10. und 12. Jahrhunderts geprägt wurde, wobei allerdings auch alemannische (schwäbische) Einschläge nicht übersehen werden dürfen. Typisch für diesen alemannischen Einfluß sind die in Roban noch heute gebräuchlichen Diminutive wie *menle*, *püble*, *dirnle*, *prudarle* und *sbestarle* (Männlein, Bübchen, Mädchen, Brüderchen, Schwesterchen).

Da aber trotz allem zweifellos der tirolisch-bairische Firmis der Sprache

\* vgl. Schweizer a.a. O. S. 11.

\*\* vgl. Wurzer a.a. O. S. 105 und 108.

\*\*\* vgl. Schweizer »Die Herkunft der Zimbern« in *Traicis Gareida*, Heft 14 S. 8.

heute entscheidend ist, wird man füglich die alte Sprache der Zimbern als eine alt-bairische bezeichnen müssen.

Wenn hier immer von den Zimbern die Rede ist, so muß man sich schließlich auch die Frage vorlegen, woher diese Bezeichnung überhaupt stammt. In früheren Jahrhunderten wurde in der Tat die Ansicht vertreten, daß es sich bei den Urahnen der Zimbern um Nachfolger der im Jahr 101 v. Ch. von Marius geschlagenen Zimbern handle. Eine spätere Erklärung ging dann jedoch, als man die Unrichtigkeit der Rückführung auf die alten Zimbern festgestellt hatte, dahin, daß sich die vom Norden kommenden Schäfer, Köhler, Holzfäller und Zimmerleute selbst als Zimbarar, Zimmerleute, bezeichneten und dann von den Italienern in Anlehnung an die alten Zimbern »cimbrici« genannt wurden. Noch wahrscheinlicher als diese Erklärung ist wohl die Ansicht, daß es sich um eine erstmals im 12. Jahrhundert aufgetauchte gelehrtpoetische Umschreibung dieser altdeutschen Stämme handelte, die sich im Norden Veronas, Vicenzas und Paduas niedergelassen hatten.

Für einen Freund der Bewohner dieser alpbayerischen Sprachinseln und für jeden Interessierten an diesen einmaligen alten Sprachresten stellt sich naturgemäß die Frage, welche Zukunftsaussichten noch bestehen und ob und wie man der alten Sprache vielleicht noch ein Überleben sichern könnte. Zweifellos ist es zu begrüßen, daß man sich mit zunehmendem Interesse an der zimbrischen Sprache bemüht, nicht nur die alten zimbrischen

Lieder zu sammeln, von denen man bereits rund 70 mit Text und Melodie ermittelt und zusammengestellt hat\*\*\*, sondern auch auf der Grundlage älterer Werke und neuester Befragungen neue umfassendere Wörterbücher herauszugeben und zimbrische Bibliotheken zusammenzustellen. Doch tut man zu viel des Guten, wenn man allein in Ljetzan beispielsweise gleich zwei zimbrische Bibliotheken nebeneinander unterhält, beziehungsweise aufzubauen beabsichtigt: die von Carlo Nordera bereits geleitete und eine im ehemaligen Haus des tautschen Protagonisten Mons. Giuseppe Cappelletti von dessen Neffen, dem Lehrer Antonio Fabbris, vorbereitete, oder wenn man ebenfalls in Ljetzan gleich zwei Wörterbücher bearbeitet, das eine von Nordera, das andere von Fabbris. Anders ist es wohl in Roban, wo im Herbst 1974 ein erstes Wörterbuch von Umberto Martello herausgebracht wurde\*\*\*\* und nun ein weiteres vom Curatorium Cimbricum vorbereitet wird, das auf dem von Martello aufbauen und noch weit umfassender werden soll. Eine gewisse Konkurrenz kann auf jeden Fall gut sein. Jedoch wäre eine noch engere Zusammenarbeit als bisher nützlich und wirksamer.

So erinnern mich denn Volk und Sprache der Zimbern in ihrem jetzigen Zustand an einen alten Mann, genauer noch an einen bisher oft verkannten Sonderling, um den man sich nie recht kümmerte. Erst als er bresthaft darniederlag, scharten sich Verwandte

\*\*\* Resch-Rambold »Carmina Cimbrica«.

\*\*\*\* vgl. Martello »Dizionario della lingua cimbra del Sette Comuni vicentini«, 1974.

und Bekannte um sein Krankenbett, um sich seiner zu erinnern, um seinen Worten zu lauschen und sie schriftlich festzuhalten und um ihn – je nach der gestellten Diagnose – vielleicht noch einmal gesunden zu lassen oder um ihm ein würdiges letztes Geleit zu geben. Denn die Diagnose ist eben recht unterschiedlich. Dabei ist sich die liebe Verwandtschaft schon jetzt uneins, wer das größte Verdienst an der Pflege des

Alten hat und deshalb auch einmal Anspruch auf den Löwenanteil auf seinen Nachlaß und Ruhm erheben kann. So kann denn ein deutscher Freund dem Alten nur ein längeres Leben wünschen, als es Pessimisten schon vor mehr als einem Jahrhundert prophezeit hatten, und vor allem recht viele neue Freunde, deren »bar segan-us« oder »bar segansich« mit Freuden gesagt und eingehalten wird. ◀

Text und Fotos: Gerhard Klemmer



Giazza-Ljetzan um 1925

Historische Ansichtskarte  
aus der Sammlung Ruthrof

GIAZZA, in. 759 v. Fella Revolto

## Zweimal Ehrenbürger in den Sprachinseln Karniens

### Die Urkunden überreichten die Bürgermeister von Sappada und Sauris

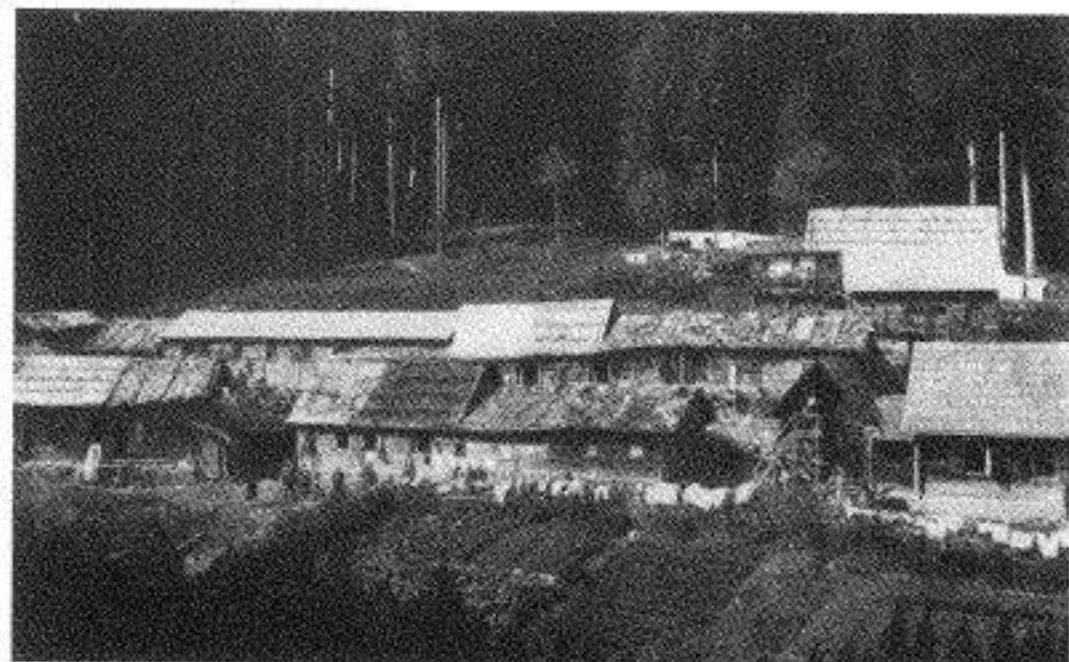
Zum sechsten Mal erhielt der Vorsitzende des Bayerischen Cimbernkuratoriums jetzt den Ehrenbürger-titel in den bairischen Sprachinseln im venedisch-friauler Alpenbogen als Anerkennung für seine Tätigkeit zur Pflege und Bewahrung einer uralten Sprache und Kultur. Nach den Gemeinden Roana in den Sieben Gemeinden, Badia Calavena und Selva di Prognò/Giazza in den Dreizehn Communen, sowie Lusern hoch über dem Astico-Tal wurde Hugo F. Resch jetzt auch in den Sprachinseln Karniens gewürdigt. Im März 1989 überreichte ihm der Bürgermeister von Sappada-Pladen, Professor Pietro Tacus unter starker Anteilnahme der Bevölkerung den Ehrenbürgerbrief, im Dezember des gleichen Jahres folgte die Gemeinde Sauris-Zahre mit Bürgermeister Adriano Petris. Auch hier gab es ein großes Fest unter Beteiligung des Chores der Zahre mit Don Guido Manfredò. Besonders freute es Resch, daß die Urkunde in der „Zahrer Sproch“ gefertigt wurde wie zuvor schon in Lusern.



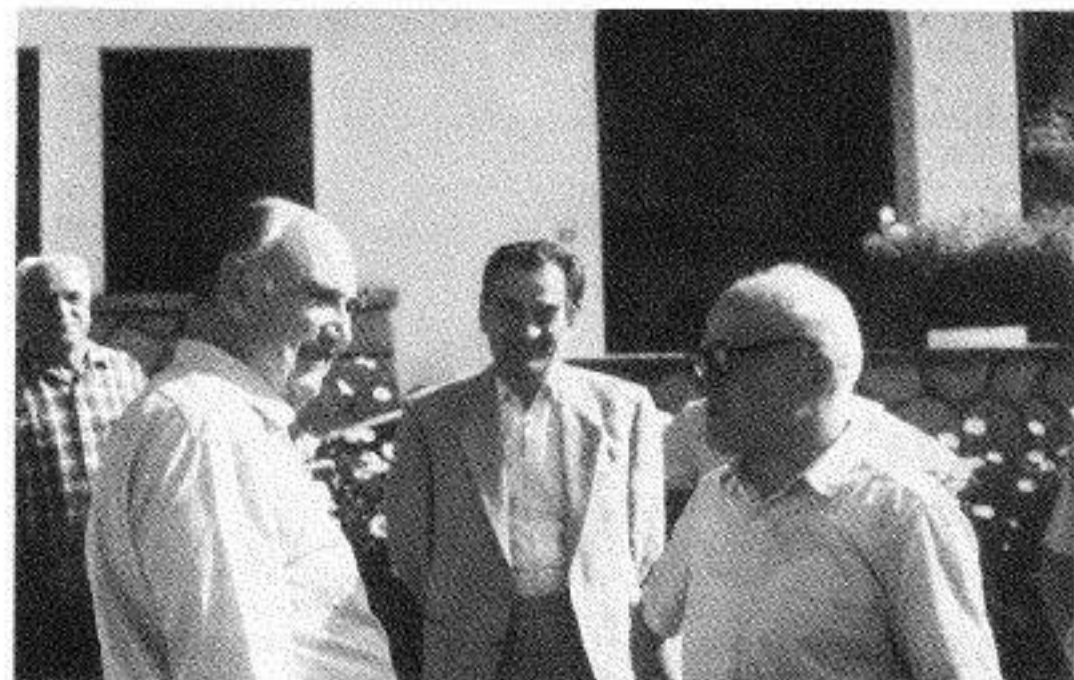
Die Ehrung mit Bürgermeister Prof. Tacus im Rathaus von Sappada Pladen



Bürgermeister Adriano Petris überreichte die Urkunde im Gemeindehaus von Sauris Zahre



Cansiglio: Tochtergründung der „Sieben Gemeinden“ (Roana) Cimbernsiedlung im Vall' Orch in 1038 Metern Seehöhe



Hugo Resch und Eduard Palsa von der Ackermannsgemeinde Passau im Gespräch mit Maestro Giovanni Azzalini

Wenn das Vaterland  
auf dem Spiele steht,  
gibt es für niemanden Rechte,  
dann hat jeder nur Pflichten.  
Ernst von Wildenbruch  
(1845—1909)

Dr. Kurt Galter

## Hauptmann Friedrich Hensel

Der aus Siebenbürgen stammende »deutsche Leonidas«.



**W**enn man kurz nach der österreich-italienischen Grenze bei Arnoldstein die Autobahn verläßt, durchfährt man die Ortschaften Tarvis, Camporosso und Ugovizza. Nach einem Straßentunnel befindet sich gleich auf der rechten Seite ein Denkmal mit folgender Inschrift: »Zur Erinnerung an den Heldentod des k.k. Ingenieur Hauptmann Friedrich Hensel am 17. Mai 1809 und der mit ihm gefallenen Kampfgenossen. Kaiser Ferdinand I.«

Vor diesem Denkmal – es gehört zu der Gemeinde Malborghetto – fand am 21. Mai 1989 eine Gedenkfeier statt, die an den 180. Todestag von Friedrich Hensel erinnert

sollte. Veranstaltet wurde diese Gedenkstunde von der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Österreich, von der Kärntner Landsmannschaft und vom Kanaltaler Kulturverband. Sehr eingehende Unterstützung erhielten die Veranstalter auch von den örtlichen Behörden unter der umsichtigen Leitung des Bürgermeisters von Malborghetto, Comm. Anton Ehelich. Alle Ansprachen bei dieser Gedenkstunde befaßten sich mit dem geschichtlichen Hintergrund und versuchten eine Antwort darauf zu geben, was sich vor 180 Jahren in Malborghetto zugetragen hat, denn diese Ereignisse sind in der Geschichte leider sehr schnell in Vergessenheit geraten. An dieses Ereignis erinnert keine einzige Zeile in unsern Geschichtsbüchern, obwohl es damals, als es sich abspielte, von großer Bedeutung war.

Auf der Talsperre von Malborghetto hielt der kaiserliche Hauptmann Friedrich Hensel mit fünf Offizieren, zwei Fähnrichen, 205 Füselieren und 50 Schützen und Kanonieren vom 14. bis zum 17. Mai des Jahres 1809 die Armee des Adoptivsohnes Napoleons, des Ditzekönigs und Prinzen Beauharnais auf und erlitt dabei mit den meisten seiner Mitkämpfer den Heldentod.

Hauptmann Hensel stammte aus Siebenbürgen. Er wurde am 13. August 1781 in Kronstadt geboren. An seinem Geburtshaus in der Schwarzgasse befindet sich eine Gedenktafel mit der Inschrift: »Geburtsstätte des Friedrich Hensel, k.k. Ingenieurhauptmann, Heldentüchtig gefallen bei Malborghetto 17. Mai 1809. Vom Offiziers-Corps Kronstadt 1893.« Friedrich Hensel war das siebente Kind des Wollwebers, Kaufmanns und Ratsherren Michael Hensel. Seinen Vater verlor er sehr früh und wuchs unter der Obhut seiner Mutter auf. In Kronstadt besuchte er auch das Gymnasium und kam im Jahre 1797 an die Genieakademie nach Wien, wo er zum Festingenieur ausgebildet wurde. Alle Klassen absolvierte er mit Auszeichnung und beendete die Akademie im Jahre 1801 als Kadett.

Seinen Beruf nahm er sehr ernst und arbeitete unermüdlich an seiner Weiterbildung. Nach einem Jahr wurde er schon zum Oberleutnant befördert und erreichte 1807 den Rang eines Hauptmanns. In dieser Zeit ließ er von sich ein Bild malen, das er seiner Mutter nach Kronstadt sandte. Es zeigt einen mittelgroßen schlanken Mann, dessen blaue Augen ruhig aus einem edel geformten Antlitz blicken. Dieses Bild befand sich noch vor dem Zweiten Weltkrieg im Fronterusgymnasium in Kronstadt. Aus zeitgenössischen Beschreibungen und Briefen wissen wir, daß Friedrich Hensel ein lebenslustiger und entschlußfreudiger, aber auch ein sehr ehrgeiziger Mensch war, stets bereit, sich für seinen Beruf und seine Mitmenschen einzusetzen.

Im Jahre 1808 kam Friedrich Hensel nach Kärnten, um den Bau der Befestigungsanlagen bei Malborghetto zu leiten. Er wohnte in Dillach und überwachte von dort aus die Arbeiten. Es waren allerdings keine großen Befestigungen, die hier gebaut wurden. Sie bestanden lediglich aus einem kleinen System von Schanzen und Blockhäusern, die nach außen durch einen Palisadenzaun geschützt wurden.

Die Arbeiten waren kaum beendet, als der Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrach. Erzherzog Johann befand sich zu dieser Zeit mit seiner Armee in Oberitalien. Er mußte sich jedoch, als es Napoleon gelang Wien zu besetzen, zurückziehen. Ein französisches Heer, das sich unter der Führung des jungen Prinzen Beauharnais in Italien befand, folgte dem Rückzug des österreichischen Heeres. Der Weg führte durch das Ka-

naltal über die Talsperre von Malborgeth. Hier erklärte sich Hauptmann Hensel sofort bereit, die Verteidigung des von ihm erbauten Forts zu übernehmen. Der kommandierende General war jedoch damit nicht einverstanden und gab ihm den Befehl, nach Villach zurückzukehren.

Am 13. Mai tritt Erzherzog Johann durch Malborgeth. Hauptmann Hensel meldete sich bei ihm und ersuchte neuerlich um die Erlaubnis, die Verteidigung der Befestigungsanlagen übernehmen zu dürfen. Dieser Vorgang entsprach nicht den damaligen Vorschriften über den Umgang mit Dorgesetzten und außerdem war es nicht üblich, daß Angehörige des Ingenieurkorps die Verteidigung von Befestigungsanlagen übernahmen. Trotzdem gab Erzherzog Johann die Erlaubnis dazu, indem er Hauptmann Hensel die Hand schüttelte und sagte: »Sie haben das Fort gebaut, Sie werden es auch zu verteidigen wissen.«

Sofort begann Hauptmann Hensel mit den Vorbereitungen zur Verteidigung. Er verfügte lediglich über zehn Kanonen und eine Haubitze. Die Gewehrpatronen reichten gerade für eine Zuteilung von 120 Stück an jeden Infanteristen. Außerdem standen den Verteidigern noch 20 Rollbomben zur Verfügung. Das war aber auch alles. Im ersten Blockhaus befanden sich die Angehörigen des ungarischen Regimentes Franz Karl. Das zweite wurde von den Kärntner Soldaten des Regimentes Hohenlohe-Bartenstein verteidigt. Die Geschützatterie stand unter der Führung des sudetendeutschen Oberfeuerwerkers Ignatz Rauch. So ausgerüstet und organisiert erwartete man die Ankunft des französischen Heeres. Am 14. Mai stand die Vorhut schon vor dem Paß. Sie wurde von den Verteidigern rasch zurückgeworfen. Am selben Tag noch schickte Prinz Beauharnais einen Parlamentär zu Hensel, um ihn zur Übergabe des Forts aufzufordern. Er mußte mit der Antwort zurückkehren: »Ich habe den Befehl, das Fort zu verteidigen und nicht zu übergeben.«

Es folgten wieder Angriffe, sogar in der Nacht vom 15. zum 16. Mai. Sie wurden alle zurückgeschlagen. Obwohl der Prinz Beauharnais wußte, daß Napoleon bei Wien auf die Vereinigung der beiden französischen Heere wartete, ordnete er für den 16. Mai einen Ruhetag an, damit er die schweren Geschütze seiner Artillerie nach vorne bringen konnte. Dann schickte er wieder einen Parlamentär zum Hauptmann Hensel, der ihn auf die Ausichtslosigkeit seiner Situation aufmerksam machen sollte. Hauptmann Hensel lehnte auch dieses Angebot ab und zeigte damit den Franzosen seinen unbeugbaren Willen, den Paß bis zum Letzten zu verteidigen.

Am Morgen des 17. Mai versammelte Hauptmann Hensel seine Soldaten, erinnerte sie an ihren Eid und forderte sie auf, tapfer die Verteidigung des PASSES weiter fortzuführen. Dann begann der Angriff der Franzosen. Unterstützt durch die Granaten der Artillerie stürmten sie dreimal, wurden aber jedesmal abgewiesen. Dann erlahmte die Kraft der Verteidiger und es gelang der Übermacht der Franzosen, die Stellungen der Österreicher zu besetzen. Die meisten waren gefallen und auch Hauptmann Hensel befand sich unter den Toten.

Die Franzosen hatten gesiegt, aber der Preis, den sie dafür bezahlen mußten, war hoch. 1300 Mann waren gefallen, denen auf österreichischer Seite 195 Tote gegenüberstanden. Die Bedeutung dieser heldenhaften Verteidigung der Talsperre von Malborgeth aber zeigte sich erst später. Sie ermöglichte den ordnungsgemäßen Rückzug der

Armee Erzherzog Johanns und verhinderte die zeitgerechte Vereinigung der beiden französischen Heere. Dadurch konnte Erzherzog Karl die Vorbereitungen für den Kampf gegen Napoleon bei Wien ungehindert durchführen und sogar den französischen Kaiser bei Aspern erfolgreich schlagen. Das war die erste Niederlage Napoleons. Sie wurde letzten Endes durch die Ereignisse ermöglicht, die sich bei Malborgeth zugetragen hatten. Das war auch schon Erzherzog Johann bewußt, als er der Mutter Hensels mitteilen mußte, daß ihr Sohn bei der heldenhaften Verteidigung des Forts von Malborgeth gefallen sei. Kaiser Franz I. bewilligte der Mutter auch eine lebenslängliche Rente und sein Nachfolger Kaiser Ferdinand I. ließ Hauptmann Hensel zu Ehren das Denkmal bei Malborgeth errichten.

Es gibt historische Ereignisse, die in die Geschichte eingehen und andere – von gleicher Bedeutung – die rasch in Vergessenheit geraten. Wenn man die Verteidigung der Talsperre von Malborgeth durch Hauptmann Hensel näher betrachtet, dann drängt sich der Vergleich mit einem Geschehen aus der griechischen Geschichte auf.

Als im Jahre 480 v. Chr. der spartanische König Leonidas mit einigen Spartiaten das Landheer der Perser vor dem Paß von Thermopylä so lange aufhielt, bis sie alle von den Persern getötet worden waren, konnte sich das griechische Heer geordnet zur Verteidigung Athens aufstellen und danach die Perser vernichtend schlagen. An diesen Kampf erinnert ein Denkmal am Thermopylenpaß und die Inschrift darauf ist allgemein bekannt: »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dort, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.« Die Erinnerung an den »spartanischen Leonidas« wird nie verblasen und die Ereignisse, die sich bei der Verteidigung des Thermopylenpasses zugetragen haben, stehen in jedem Geschichtsbuch.

Wie ist es aber mit der Erinnerung an den aus Siebenbürgen stammenden »deutschen Leonidas«? Wird sie auch weiter bestehen bleiben? Früher, als man noch auf der Kanaltalstraße durch Malborgeth fuhr, hielten viele Siebenbürger Sachsen ihr Auto an, besuchten das Denkmal und gedachten ihres Hauptmanns Hensel. Heute aber brausen alle auf der Autobahn vorbei und um das Denkmal ist es still geworden. Das enthebt uns aber nicht der Verpflichtung, dafür Sorge zu tragen, daß das Wissen um die Ereignisse um Hauptmann Hensel nicht in Vergessenheit gerät. Die Toten von Malborgeth sollten auch in unsere Geschichtsbücher eingehen, und die heldenhafte Verteidigung der Talsperre von Malborgeth mußte der Nachwelt erhalten bleiben.

---

Beilage zu Heft 1/1990 der Zeitschrift »Die deutsche Schrift« – Bestellkennzahl 941.  
Herausgegeben vom Bund für deutsche Schrift und Sprache, Postfach 11 10, D-2907 Ahlhorn.  
Schrift: Welf-Rundgotisch mit Fraktur-Verfallien von Emil Rudolf Weiß, 1939;  
Nachdruck aus Heft 2/1989 der Zeitschrift »Lot und Waage« mit freil. Genehmigung  
des Alpenländ. Kulturverbandes Südmark, Joanneumring 11/1, A-8010 Graz.  
Zeichnung auf Seite 1 von Almuth Delbanco;  
Satz: Christoph Bach, Postfach 900 152, D-6000 Frankfurt 90;  
Druck: Druckhaus Bayreuth, Theodor-Schmidt-Straße 17, D-8580 Bayreuth.